
Frederecia
Perkeo

www.HACKERTALES.DE

Evrim Sen, 1975, schrieb gemeinsam mit Denis Moschitto das Buch 'Hackerland', das sich als eines der ersten deutschsprachigen Bücher mit der Geschichte der Cracker- und Demoszene beschäftigte. Sein neues Buch **NO COPY** (no-copy.org) durchleuchtet die Welt der digitalen Raubkopien.

Denis Moschitto, 1977, publizierte als Journalist unter anderem gemeinsam mit Evrim Sen zahlreiche Artikel über die Cyberkultur. Er ist derzeit Schauspieler und ist vor allem durch Jugendfilme in Deutschland bekannt geworden.

Denis Moschitto / Evrim Sen

hacKertaLes

Geschichten von Freund + Feind

3. Auflage
www.hackertales.de



1. Auflage, Tropen Verlag 2000
2. Auflage 2006
3. Auflage 2007

Die Handlung dieses Buches ist fiktiv, Namen, Personen und Orte sind frei erfunden. Jede Ähnlichkeit mit lebenden oder toten Personen, mit Ereignissen oder Orten ist rein zufällig.

Umschlagsfoto und Foto hinten: Evrim Sen
Layout und Satz: infospeed GmbH (infospeed.de)
Herstellung und Verlag: Books on Demand GmbH, Norderstedt

Printed in Germany
ISBN-10: 3-833491-8-25
ISBN-13: 978-3833491-8-25

Cap'n Crunch

Der Transmitter, an dem ich seit fast einem Jahr mit Begeisterung herumgebastelt hatte, war nun endgültig auseinandergebrochen. Genervt blickte ich auf die Einzelteile, die nun nicht mehr zusammenzuhalten waren. Was ursprünglich einmal als Radio gedacht war, ließ sich nur noch mit sehr viel Phantasie als solches erkennen. Ich seufzte und begann die vielen Klammern, improvisierten Metallteile und Dioden herauszulöten. Sie würden im nächsten Transmitter wieder Verwendung finden.

Nach meiner ehrenhaften Entlassung aus der US Air Force hatte ich beschlossen, ein Ingenieur-Studium zu absolvieren. Meine Nebenbeschäftigung als technischer Mitarbeiter der »National Semiconductor« verschaffte mir dabei einen gewissen finanziellen Spielraum. Ich investierte einen Großteil meines Gehalts und meiner Freizeit in ein leidenschaftliches Hobby: das Radio. Es war beruhigend zu wissen, dass ich nach der täglichen Arbeit genügend Zeit haben würde, den neuen Transmitter fertig zu stellen.

Jede freie Minute steckte ich in diese Aufgabe, und es dauerte nicht lange, bis ich wieder auf Sendung war. Neben einigen kleineren Veränderungen verfügte der Transmitter über ein deutlich verbessertes Mikrofon. So konnte ich wieder den DJ spielen und meine Lieblingssongs in einer besseren Qualität als je zuvor in die Welt hinaussenden.

Um festzustellen, oh da draußen überhaupt jemand war, der mir zuhörte, und nur ein Feedback auf meinen kleinen Piratensender zu bekommen, sendete ich auf meiner Frequenz auch noch eine Messa-

ge mit meiner Rufnummer. Mehrmals täglich machte ich darauf aufmerksam: »Wenn du diese Songs hörst, wähle die 264 8773.«
Monate vergingen. Ich hatte schon die Befürchtung, ich sei der einzige Hörer meines Senders, als mich Ende August 1970 dieser ungewöhnliche Anruf erreichte. Ich hatte mir gerade ein Erdnussbutter-Sandwich geschmiert und wollte so schnell wie möglich auf Sendung zurück, als das Telefon klingelte. Ich dachte, es könnte ein alter Freund von mir sein, der mittlerweile aus Vietnam zurückgekehrt sein musste, und nahm hastig den Hörer ab.
»John Draper«, sagte ich, noch an meinem Sandwich kauend.
»Hi, mein Name ist Dennie.«
Ich musste kurz überlegen.
»Dennie ... Dennie ... Ich kenne keinen Dennie«, dachte ich.
»Ich höre regelmäßig dein Radioprogramm«, fuhr er fort.
Seine Stimme hatte einen warmen und angenehmen Klang. Sie erinnerte mich stark an diejenige des Radiosprechers, der täglich die Mittagsnachrichten moderierte.
»Super«, sagte ich und entfernte mit meiner Zunge kleine Stückchen Toast, die sich hinter meinen Schneidezähnen festgesetzt hatten.
Dennie erzählte mir, dass ihm mein Sender gefiele. Er redete sehr klar und drückte sich gewählt aus. Mein Interesse an diesem Gespräch wuchs. Wirklich hellhörig wurde ich, als er erwähnte, dass er sich ebenfalls für Radios interessierte.
»Ich würde am liebsten so etwas wie Radiomoderation machen, sagte er mit einer Stimme, die mich nicht daran zweifeln ließ, dass dieser Berufswunsch durchaus in Erfüllung gehen könnte. »Radios sind super«, sagte er. »Aber Telefone sind auch klasse, ich bin ein richtiger Telefon-Fan.«
Ich zögerte kurz. Ich konnte nichts sonderlich Spannendes daran finden. Die Vorstellung, ein Telefon-Fan zu sein, erschien mir sogar ziemlich absurd. »Nur Idioten interessieren sich für Telefone«, dachte ich.
Ich beschränkte mich darauf, verbal mit einigen »Hmm, Hmm« zu nicken, und lenkte das Gesprächsthema wieder auf Radios. Der klei-

ne Wink mit dem Zaunpfahl kam an. Ich hörte an Dennies Stimme, dass er verstanden hatte, dass ich seine Telefon-Begeisterung nicht mit ihm teilen mochte. Trotzdem, oder vielleicht gerade deshalb, gab er mir die Rufnummer einer Partyline, auf der bis zu acht Leute gleichzeitig miteinander reden konnten. Obwohl ich es manchmal schon stressig genug fand, mich mit nur einer Person zu unterhalten, notierte ich mir diese Nummer und legte den Zettel neben mein Telefon. Dennie gab nur, bevor wir auflegten, auch noch seine eigene Nummer, und wir verabschiedeten uns mit dem Versprechen, in telefonischem Kontakt zu bleiben.
Der Wecker ratterte laut vor sich hin. Mit verschlafenen Augen und grobmotorischen Bewegungen versuchte ich, den Ausschalter zu finden. Einen kurzen Moment lang musste ich überlegen, was für einen Tag wir hatten. Es war Sonntag. Eigentlich hatte ich mir für heute einen ausgedehnten Spaziergang vorgenommen. Doch das schlechte Wetter hinderte mich daran. Nachdem ich wochenlang an meinem Schreibtisch gesessen und die Sonne nur noch durch mein verdrecktes Bürofenster hindurch zu Gesicht bekommen hatte, ärgerte mich das ein wenig. Um nicht wieder meinen Lötkolben in irgendwelche elektronischen Bauteile stecken zu müssen, wählte ich die Nummer der Partyline, die ich von Dennie erhalten hatte. Mehrere Leute, vielleicht fünf oder sechs, unterhielten sich über seltsames Zeug. Die Akustik glich der einer Bahnhofshalle. Zunächst lauschte ich einfach nur den Gesprächen, ohne mich selbst einzumischen. Ich schnappte nebenbei einige Begriffe wie »Loop Around« oder »Tandem« und eine Menge anderer technischer Insiderbegriffe auf, die für mich wie Japanisch klangen. Obwohl mich Telefone wie gesagt nie wirklich begeistern konnten, war ich schon ein wenig interessiert daran, was es mit diesen Begriffen auf sich hatte. Wissbegierig notierte ich jedes dieser Wörter auf einem Blatt Papier, um Dennie später nach deren Bedeutung zu fragen. Die Liste mit den Fremdwörtern wuchs von Minute zu Minute. Als ich meinen halben Notizblock vollgekritzelt harte, hängte ich ein, um Dennie anzurufen.

Seine Rufnummer befand sich noch genau da, wo ich sie hingelegt hatte. Ich wählte. Nach einigen Sekunden hörte ich einen merkwürdigen Ton. Wahrscheinlich ein Fehler in der Leitung. Vielleicht hatte ich mich auch einfach nur verwählt. Ich überprüfte die Ziffern, schüttelte kurz den Kopf und versuchte es erneut. Doch wieder pfiff mir dieser seltsame Ton ins Ohr. Ich rief die Vermittlung an.

»Guten lag, was kann ich für Sie tun?«, fragte mich eine weibliche Stimme auf der anderen Seite der Leitung.

»Ich habe hier eine Nummer, mit der ich gern verbunden werden möchte«, sagte ich und kratzte mit meinem Daumen die vertrocknete Erdnussbutter von der Oberfläche des Papiers.

»Welche Nummer bitte?«

Ich nannte sie dem Operator und wartete auf meine Verbindung.

»Entschuldigung, hören Sie?«

»Ja, was ist denn?«, fragte ich vorsichtig.

»Woher haben Sie die Nummer, wenn ich fragen darf?«

»Ist das wichtig?«, gab ich zurück.

»Nun«, sagte der Operator, »das ist die interne Rufnummer einer Telefongesellschaft, ich kann Sie da leider nicht vermitteln.«

»Gut, dann eben nicht«, sagte ich gleichgültig. Mir kam kurz der Gedanke, dass Dennie womöglich Beauftragter einer Telefongesellschaft war, der zu Werbezwecken verschiedene Leute anrief, um sie auf diese Partyline aufmerksam zu machen. Doch das erschien mir zu abwegig, und ich bat den Operator, die Sache einfach zu vergessen.

Obwohl ich mir fest vorgenommen hatte, diesen Sonntag nicht ein einziges elektronisches Gerät in die Hand zu nehmen, landete ich etwas später wieder an meinem Schreibtisch und begann an meinem FM-Transmitter zu arbeiten. Nach einer Weile hatte ich meinen Vorsatz vergessen und war wieder in meinem Element. Die Arbeit machte Spaß. Ich versuchte den Transmitter für den Einbau in mein Auto vorzubereiten. Um das Signal zu verstärken, waren noch einige technische Modifikationen notwendig.

Es verging ungefähr eine Woche, bis ich damit fertig war. Dennie hatte ich schon fast wieder vergessen. Ich montierte eine Antenne auf mein Autodach und verstaute den Transmitter im Handschuhfach. Daraufhin startete ich den Motor und fuhr grinsend eine kleine Runde durch die Nachbarviertel. Dabei sendete ich wieder die Lieblingssongs aus meiner Sammlung und war stolz auf meinen ersten mobilen Radiosender. Nach ein paar Stunden brachte mich mein knurrender Magen dazu, mich auf den Heimweg zu machen.
Noch am selben Tag läutete das Telefon. Zu meiner großen Überraschung war es Dennie. Er war ganz außer sich und konnte kaum glauben, dass mein neuer Transmitter derart gut funktionierte. Er bombardierte mich mit Fragen. Unter anderem wollte er wissen, wie man sich überhaupt einen Transmitter selber basteln konnte. Ich nahm mir die Zeit, ihm alles ausführlich zu erklären. Dennie hatte mein Signal gemessen, und konnte mir die Empfangsstärke in Zahlen nennen. Das war wiederum für mich höchst interessant, weil ich diese Messung selbst nur mühsam durchführen konnte. Ehe wir uns versahen, waren wir beide wieder in ein langes Gespräch verwickelt. Mir fiel dieser seltsame Ton ein, den ich gehört hatte, als ich eine Woche zuvor versucht hatte, ihn zu erreichen, und fragte danach.
»Das ist ein Loop Around«, sagte er.
Ich hörte diesen Begriff nicht zum ersten Mal. Ich blätterte kurz in den Notizen, die ich mir gemacht hatte, als ich mit dieser Partyline verbunden war.
»Also«, fuhr er fort, »im Wesentlichen geht es darum, die Telefongebühren zu umgehen.«
»Wie bitte?«, fragte ich nach.
»Ja, das ist kein Witz. Wenn du die Nummer 264-0044 wählst, hörst du diesen Ton, der ungefähr alle zwanzig Sekunden unterbrochen wird. Den Ton kannst du in Dezibel messen.«
»So, kann ich?«, fragte ich etwas verwirrt.
Dennie lachte: »Ja, kannst du. Musst du aber nicht, weil ich es schon getan habe.«

Ich merkte, dass ich mich hier auf ein Gebiet begab, das mir bislang unbekannt gewesen war. Im Laufe des Gesprächs konnte Dennie mir einiges näher bringen. Wenn ich alles richtig verstanden hatte, handelte es sich um einen Ton von 2600 Hertz. Sendet man nun selbst einen Ton in dieser Höhe in die Telefonleitung, wird sie unterbrochen, und nach einer kurzen Pause wird ein weiteres Signal in der Bandbreite von 2600 Hertz zurückgesendet. Mit einigen weiteren Tönen kann man die Leitung dann dazu bringen, einen Freiton zu erzeugen. Von da an wird der Gebührenzähler gestoppt, und alle nachfolgenden Anrufe können kostenlos geführt werden. Ich kam aus dem Staunen nicht heraus. Telefone waren anscheinend doch um einiges interessanter, als ich gedacht hatte.
Spätestens nach diesem Gespräch war mir klar, dass ich Dennie unbedingt persönlich kennen lernen musste. Ich schlug ihm ein Treffen vor.

DeNNIe

Wir verabredeten uns für den nächsten Tag. Ich hatte mir früher frei genommen, weil ich die Begegnung mir Dennie kaum noch abwarten konnte.
Ich brauchte nicht lange, um das Haus zu finden, in dem Dennie wohnte. Von außen sah es aus wie jedes andere Einfamilienhaus in dieser Gegend. Nett und gemütlich, mir einem kleinen Vorgarten, der von einer gepflegten Hecke umgeben war. Ich klingelte an der Tür. Nach einer Weile öffnete mir ein Mann um die vierzig. Zuerst war ich ein wenig überrascht, weil ich dachte, Dennie hätte um einiges jünger sein müssen. Doch der Mann an der Tür lachte nur kurz, als ich ihn mit »Hi Dennie« begrüßte und stellte sich als sein Vater vor. Er zeigte mir höflich Dennies Zimmer und bot mir etwas zu trinken an, was ich dankend ablehnte. Hinter der Tür spielte eine Orgelmelodie. Ich klopfte kurz, und sofort verstummte die Melodie.

Ich wartete einige Sekunden vergeblich auf so etwas wie »Herein!« oder »Ja bitte?« und öffnete dann achselzuckend die Tür.
Das Zimmer war dunkel, als ich eintrat. Ich konnte kaum meine eigene Hand vor Augen erkennen. Es dauerte eine Weile, bis ich mich an die Dunkelheit gewöhnt hatte.
»Dennie?««, fragte ich.
»Der bin ich«, hallte es aus einer Ecke des Raumes. Schemenhaft erkannte ich eine Person, die nicht weit von mir auf einem Stuhl saß. Vom anderen Ende des Zimmers vernahm ich plötzlich eine Art Rascheln und schaute mich um. Da waren noch andere Leute im Raum. Ich wäre am liebsten rückwärts aus dem Zimmer gegangen, als endlich das Licht anging.
»Nicht da, hier bin ich«, sagte Dennie, der mit seltsam verschlafenen Augen vor mir stand. Er war ein Teenager, kaum älter als fünfzehn. In seinem Zimmer waren noch drei Freunde von ihm, die genauso verschlafen dreinblickten. Jeder schaute in eine andere Richtung, bloß nicht in meine.
»Sorry, wegen dem Licht«, sagte Dennie und tastete mit seinen Händen auf dem Schreibtisch, um sich ein Glas Orangensaft zu nehmen.
Ich war baff. Jetzt wurde mir so einiges klar. Dennie und seine Freunde waren blind. Ich hatte Mühe, meine Verwunderung darüber zu verbergen. Doch das schien niemanden zu stören. Jimmy, ein etwas zu klein geratener Typ, ging vorsichtig zu einer Orgel, die vor dem verhangenen Fenster stand, und fing wieder an zu spielen. Meine Ohren waren nicht klassisch geschult, doch es war nicht zu überhören, dass Jimmy das Instrument beherrschte. Dennie stellte mir die anderen beiden als Tommy und Mark vor und betonte, dass sie ebenfalls Technik-Freaks seien. Die meiste Zeit saßen die beiden stumm da, um nur hin und wieder mit zurückhaltender Stimme zu kommentieren, was Dennie und ich beredeten.
Ich kramte meinen Notizblock aus der Tasche und fing sofort an Fragen zu stellen. Ich wollte unbedingt wissen, was es mit all den Begriffen wie »Loop«, oder »Tandem« auf sich hatte. Dennie war so sehr davon beeindruckt, dass ich einen Transmitter bauen konnte,

dass er mir überhaupt nicht zuhörte, sondern jede meiner Fragen mit einer eigenen erwiderte. Er fragte, ob ich auch einen MFer hauen könnte. Ich hatte keine Ahnung, was das sein sollte und druckste ein bisschen herum, um meinen Status als Technik-Profi nicht vor einer pubertierenden Teenagertruppe einzubüßen. Dennie bemerkte das sofort und plapperte gleich nervös los. Er redete so schnell, dass ich froh war, zumindest die Essenz seiner Sätze zu verstehen. MF war die Abkürzung für Multi-Frequency und ein MFer somit ein Gerät, das nichts anderes konnte, als sechs verschiedene Toneinheiten zu erzeugen, nämlich 700, 900, 1100, 1300, 15oo und 1700 Hertz.
»Die Telefongesellschaften benutzen diese einfachen Geräte, um Ferngespräche und ihre Gebührenzähler zu steuern«, erklärte er. »Die Töne werden vor und nach jedem Gespräch durch die Telefonleitung geschickt. Das ist einfach die billigste Methode, und die Telefongesellschaften sparen dadurch Millionen an teuren Gerätschaften ein.«

Ich dachte kurz nach; wenn ich alles richtig verstanden hatte, stellte dieser MFer kein großes Problem für mich dar. »Das ist einfach«, sagte ich dann. »Zeig mir mal, wie das ansatzweise funktionieren soll, und ich bastle etwas zusammen.« Jimmy, der von seiner Orgel abgelassen hatte, sprang plötzlich freudig auf: »Wen willst du anrufen?«, rief er nervös. »Nenn mir irgendeinen Ort in den Staaten, egal wo!«
Ich zückte mein Adressbuch. Marc, ein Freund von mir, wohnte am weitesten weg. Ich gab Jimmy seine Nummer. Die Jungen formierten sich im Raum, so als würde nun eine Art Ritual beginnen.
»Zuerst wähle ich eine gebührenfreie 1800er-Nummer«, sagte Jimmy. Als es auf der anderen Seite klingelte, drückte Jimmy die Note »E« auf seiner Orgel und hielt den Telefonhörer an den Lautsprecher. Das Klingeln brach plötzlich ab, und ein schriller Ton war zu hören. Interessant, das waren also 2600 Hertz. Dann spielte Jimmy auf seiner Orgel einige Töne, die genauso klangen wie die Geräusche, die man hörte, bevor ein Ferngespräch verbunden wurde. Jetzt klingelte

es wieder. Auf der anderen Seite hob jemand den Hörer ab. Ich erkannte die Stimme. Es war Marc. Ich quatschte knappe fünf Minuten mit ihm, während Dennie und die anderen Jungen grinsend meine Reaktion abwarteten. Das war unglaublich. Die Abrechnung des Gesprächs lief über die gebührenfreie 1800er-Nummer, da man sich von dort den Freiton geborgt hatte. Ich konnte es nicht fassen und fragte noch einmal nach: »Das Gespräch war jetzt also kostenlos?« Jimmy und Dennie nickten synchron. Ich hatte noch eine Menge Fragen, doch die beiden waren viel zu aufgeregt, um sie alle zu beantworten.
Nachdem ich eine Weile an Jimmys Orgel herumgespielt und er mir noch einige Tipps zur Manipulation des Telefonsystems gegeben hatte, ging ich nach Hause. Ich holte meine Elektronikteile hervor und schnappte mir meinen Rechenschieber. Ich berechnete die Daten, die ich für jede einzelne Frequenz benötigen würde. Nach etwa einer Stunde hatte ich alle sechs wichtigen Oszillatoren mit Hilfe eines Transformators an mein Telefon gekoppelt.
Anfangs hatte ich nur einen Knopf für alle Töne. Es brauchte eine Weile, bis ich das Ding schließlich so zusammengebastelt hatte, dass man die MF-Nummern ohne Probleme senden konnte. Alles in allem ein guter erster Schritt auf meiner spannenden Forschungsreise durch das Telefonnetz.

ENTDECKUNGEN

Ich rief die Partyline noch einige Male an und merkte sehr schnell, dass die Leute dort längst noch nicht alle Tricks herausgefunden hatten. Es waren meist Teenager wie Dennie, die zum Teil auch von ihm selbst auf die Schwachstellen der Telefongesellschaften aufmerksam gemacht worden waren. Aber wegen des fehlenden Equipments mussten sie mit Orgeln, Pfeifen und anderen Geräten improvisieren, um weitere kleine Fehler des Telefonsystems zu entdecken. Die Methode, mir der sie dabei vorgingen, schien mir sehr riskant zu sein.

Sie benutzten für ihre Anrufe immer die 1800er-Nummer, die meines Wissens zurückverfolgt werden konnte.
Die MF-Box, die ich mittlerweile in einen rechteckigen Kasten eingebaut hatte, sollte mir einen größeren Handlungsspielraum ermöglichen. Vor allem wollte ich mich über mehrere Stellen verbinden lassen und so eine Rückverfolgung seitens der Telefongesellschaft oder des FBI verhindern.
Ich entdeckte eine Schwachstelle nach der anderen. Während ich mich auf dem Gebiet allmählich zu einem Spezialisten entwickelte, rief mich Dennie eines Tages wieder an und wollte wissen, ob ich nicht auch einen MFer für ihn bauen könnte, da er aufgrund seiner Blindheit nicht dazu in der Lage war.
»Sicher, warum nicht«, antwortete ich und begann sofort die notwendigen Teile zusammenzusuchen.
Mittlerweile ging mir der Bau leicht von der Hand, und ich brauchte nicht lange, bis ich ihm das fertige Produkt präsentieren konnte. Ich schenkte ihm eine MF-Box in einem dunkelblauen Kasten. Für ihn hatte dieses Gerät einen enormen Wert. Er hielt die Box freudig lächelnd und vorsichtig in den Händen, als hätte er Angst, sie könnte zerbrechen. Er wollte genau wissen, wie sie aussah. Ich sagte, es sei ein einfacher blauer Kasten, ohne in diesem Moment darüber nachzudenken, dass Dennie nie wissen würde, was eine Farbe ist.
»Blau«, flüsterte er leise vor sich hin. »Eine blaue Box«, sagte er noch einmal. »Wir werden das Ding hier Blue Box nennen.«
»Gut«, nickte ich. »Blue Box gefällt mir.«
Dennie lachte glücklich, und ich konnte nicht anders, als sein Lachen zu erwidern. Es war ein gutes Gefühl, ihm eine solche Freude gemacht zu haben.
Ich hatte ein neues Hobby entdeckt - das »Blue Boxing«, wie ich es von nun an nannte. Es boten sich mir dadurch weit mehr Möglichkeiten, als nur kostenlos zu telefonieren. Wählte man zum Beispiel eine Nummer, die besetzt war, konnte man sich mit einer bestimmten Frequenz in fremde Telefonate einschalten. Mir dieser Methode, die man auch »Tab Into«, nannte, war es möglich, jede besetzte Lei-

tung zu übergehen und sich in bereits laufende Gespräche einzumischen oder einfach nur zuzuhören. Mir wurde die Macht des Blue Boxings bewusst. Banken, Militärhauptquartiere oder private Haushalte, das ganze Telefonnetz war für mich abhörbar geworden.
Ich war nicht unbedingt voyeuristisch veranlagt, doch manchmal konnte ich mich nächtelang in die unterschiedlichsten Telefonate einklinken und einfach nur zuhören. Selbst wenn die Gespräche der Leute, die ich belauschte, zum größten Teil alles andere als interessant waren, saß ich oft stundenlang vor dem Telefon und suchte nach besetzten Leitungen. Alte Damen, die sich über die Sorgen amerikanischer Prominenz Gedanken machten, Geschäftsleute, die mit Aktien spekulierten und wichtige Termine vereinbarten. Ich blickte in jedes Gespräch wie durch eine polierte Fensterscheibe.
Mir war bewusst, dass ich dieses Geheimnis für mich behalten musste. Mein bester Freund Martin aus Long Island, den ich noch aus der Militärzeit kannte, war der einzige, dem ich es anvertraute. Obwohl er meine technische Begeisterung nicht teilte, begannen wir gemeinsam auf Entdeckungsreise zu gehen.
Einer unserer ersten großen Funde war das System Los Gatos von General Telephone. Hier konnte man ganz einfach Frequenzen durch die Leitung schicken, ohne überhaupt eine freie 1800er-Nummer wählen zu müssen. Los Gatos war das Paradies für jeden Telefonhacker, zu denen wir geworden waren.

Müsli

Im Laufe der Zeit entdeckten Martin und ich immer weitere Möglichkeiten, die Schwächen der Telefongesellschaften für unsere Zwecke zu nutzen. Beispielsweise war es möglich, interne Gespräche der Telefonanbieter mitzuverfolgen. Zufällig fand ich heraus, wie man sich in bestimmte Konferenzen der Telefongesellschaft Ma Bell einschmuggeln konnte. Wenn man die Nummer 604-2111 wählte und einen 2600-Hertz-Ton durch den Hörer jagte, passierte zunächst nichts. Sendete man diesen Ton aber erneut, war man plötzlich in

einer Telefonkonferenz der Angestellten, die sich ungestört glaubten, kein Blatt vor den Mund nahmen und sogar über neueste Entwicklungen sprachen. Spannender waren in dieser Hinsicht jedoch die Telefon-Konferenzräume der Ingenieure, die sich meist über Schwachstellen im Telefonnetz berieten. Dadurch brauchte ich mich überhaupt nicht mehr anzustrengen, denn die Ingenieure verrieten mir die besten Tricks, ohne es zu merken.

Ich fühlte mich Dennie gegenüber verpflichtet und rief ihn an, um ihm von dieser Entdeckung zu berichten. Wir hatten uns eine Weile nicht mehr gesprochen und so war ich gespannt, was er Neues herausgefunden hatte.

»Wahnsinn«, schrie er durch den Hörer und lachte.

»Tut es meine Blue Box noch, die ich für dich gebastelt habe?«, fragte ich.

»Klar«, antwortete er. »Ich benutze das Ding aber nur noch selten.«

»Hast du was Besseres gefunden?«

»Das kannst du laut sagen«

Ich bat ihn, sich nicht alles aus der Nase ziehen zu lassen, und er erzählte mir irgendetwas von einer Müslipackung.

»Cap'n Crunch-Müslibox?« fragte ich ungläubig.

»Ja, da ist diese Woche eine kleine Pfeife drin und ...«

»Moment, Moment ...«, unterbrach ich ihn. »Du erzählst mir, dass du die Frequenzen mit einer Pfeife aus einer Cap'n CrunchMüslipackung pfeifen kannst?«

Dennie lachte nur, seine Geschichte klang ziemlich absurd, dennoch lief ich gleich los und besorgte mir eine Packung Cap'n Crunch. Als ich sie aufriss, lag obenauf eine kleine Spielzeugpfeife. Ich schmunzelte. Wenn das wirklich funktionieren sollte, würde mir das kein Mensch auf der Welt abnehmen.

Und tatsächlich: Diese Spielzeugpfeife aus der Müslipackung von Cap'n Crunch entwickelte sich innerhalb kürzester Zeit zu unserem Hauptwerkzeug als Telefonhacker. Die Rufnummer 604-2111 wurde zu unserer Stammnummer. Mit der Cap'n Crunch-Pfeife als ständigem Begleiter schmuggelten wir uns täglich in die Leitung, um den

Angestellten bei ihren faszinierenden Enthüllungen unbemerkt über die Schulter zu schauen.
Zwar fand ich heraus, dass die wesentlich hübschere »Oscar Meyer Wiener-Pfeife«, die man in fast jedem Spielwarenladen kaufen konnte, ebenfalls diesen Ton erzeugte, doch Cap'n Crunch diente mir ja nicht nur als Hackertool, sondern auch als leckeres Frühstück, und so blieb ich einfach dabei.
Nach einiger Zeit entwickelten Martin und ich eine Dreistigkeit sondergleichen, und jegliche Diskretion ging verloren. Da uns beiden ständig Fragen auf der Zunge brannten, scheuten wir bald nicht mehr davor zurück, uns selbst als Angestellte auszugehen und uns so aktiv in Gespräche einzumischen. Nach und nach weihten wir weitere Freunde ein, die wiederum ihre Freunde einweihten ...

Neben Martin und mir, die sozusagen der ersten Generation der Telefonhacker angehörten, gab es noch jemanden in Memphis, drei Leute in Los Angeles, einen in San Rafael und fünf in San Jose - darunter auch Frank Buck und Stacy Brown, wobei Stacy ein Hobby-Bombenbastler war, den Frank eingeweiht hatte. Wir trafen uns regelmäßig in einem eigenen Konferenzraum und nutzten dabei die Nummer 604-2463, die ich unbemerkt von der Telefongesellschaft erbeutet hatte. So konnten wir sicher sein, dass diese Nummer allein von uns genutzt wurde. Den Zugang zur Leitung konnte man ebenfalls nur durch bestimmte Frequenzen erlangen. Wir tauschten unser Wissen aus, indem wir uns etwa Baupläne und Entwürfe auf dem Postweg zuschickten, um sie später im Konferenzraum zu diskutieren. Um unser Geheimnis zu wahren, vereinbarten wir, dass unsere Gruppe auf gar keinen Fall wachsen durfte. Und sie blieb tatsächlich für ein paar Monate unverändert. Trotzdem wollten wir ganz sicher gehen und beschlossen, uns im Konferenzraum nur mit Pseudonymen anzusprechen. Für meinen Namen musste ich nicht lange überlegen. Ich nannte mich »Cap'n Crunch«

Erste Busts

Irgendwann im Frühling des Jahres 1972 rief einer von Dennies blinden Freunden an und machte mich auf einen Artikel in der »San Jose Mercury« aufmerksam. Ich kaufte mir die Zeitung sofort und las dort einen Bericht über einen Typen namens W. Collas, der versucht hatte, Blue Boxes an Mitglieder organisierter krimineller Gruppen zu verkaufen. Er hatte sich dabei so dämlich angestellt, dass das FBI keine sonderlich große Mühe hatte, ihn festzunehmen. Nach jeder Zeile, die ich las, musste ich kurz innehalten, um mich zu beruhigen. Ich war entsetzt darüber, wie jemand so offensichtlich Spuren hinterlassen konnte. Als wir Stacy in einer unserer Konferenzen zur Rede stellten, gestand er, Informationen an Dritte weitergegeben zu haben. Ich konnte es nicht fassen. Stacy hätte die Informationen auch direkt ans FBI weitergeben können, das hätte den selben Effekt gehabt. »Ein bescheuerter Bombenbastler«, ging mir immer wieder durch den Kopf. Ich hätte wissen müssen, dass das nicht lange gut gehen konnte.

Es stellte sich jedenfalls heraus, dass Collas einer von Stacys Bekannten war. Um seinen Kopf aus der Schlinge zu ziehen, gestand er dem FBI alles und erklärte ihnen, wie Blue Boxing funktionierte. Zwar wusste er nichts von unserer kleinen Gruppe und konnte uns somit nicht verraten, dennoch wurden die Ma Bell Sicherheitsleute alarmiert, was mich ernsthaft beunruhigte. Collas schlug Ma Bell sogar eine Vereinbarung vor, die ihn mit einer respektablen Summe zum Stillschweigen über deren Sicherheitsdefizite verpflichten sollte. Die Telefongesellschaft ging jedoch nicht darauf ein. Man versprach sich mehr Erfolg von einer Bestrafung. Um sich zu rächen, kontaktierte Collas den freien Journalisten Ron Rosenbaum. Dieser verfasste schon bald einen Sensationsbericht mit der Überschrift »Das Geheimnis der kleinen Blue Box«, in dem er sämtliche Schwachstellen von Ma Bell sowie die Methoden zum Erhacken des Telefonsystems erläuterte. Somit kannte nun jeder, der diesen Artikel gelesen hatte, unser Geheimnis. Zunächst fingen nur einige Studenten an, selber

Blue Boxes zu basteln. Bald breitete sich das Blue Boxing aber wie ein Lauffeuer aus, und die Schäden der Telefongesellschaft stiegen ins Unermessliche.
Da die Privatsphäre eines jeden einzelnen beim Telefonieren nicht mehr gewährleistet werden konnte, war die Öffentlichkeit natürlich beunruhigt. Jeder hatte Angst, bespitzelt zu werden, und man übte starken Druck auf die Telefongesellschaften aus. Auf Seiten der staatlichen Ermittlungsbehörden wurden spezielle Abteilungen gegründet. Ihre Aufgabe war es, alle Schwächen von Ma Bell zu untersuchen und möglichst schnell Lösungen zur Behebung der Probleme zu präsentieren. Ma Bell stand von einem Tag auf den anderen im Kreuzfeuer der Kritik. Selbst die Behörden setzten die Telefongesellschaft unter Druck und forderten, dem Abhören und Manipulieren der Leitungen schnellstmöglich ein Ende zu setzen. Das gesamte Equipment neu zu installieren, hätte neben den immensen Kosten Jahre in Anspruch genommen. So lag der erste Schritt recht nahe: man begann damit, die Leitungen zu den Hackern zurückzuverfolgen. Die Jagd auf die PhoneFreaks begann. Die Anzahl der Anklagen gegen Telefonbetrüger stieg. Fast immer, wenn ich die Leitung aufschlug, entdeckte ich neue Schlagzeilen und Artikel, in denen von Hausdurchsuchungen und Verhaftungen berichtet wurde. Ich brauchte mir nichts vorzumachen. Das Geheimnis, das mittlerweile keines mehr war, zog immer größere Kreise, die ich längst nicht mehr überblicken konnte.

DeR aRtikeL

Im Sommer 1974 schnüffelte Ron Rosenbaum schließlich auch in unserer Gegend herum und nahm Kontakt mit den blinden Kids auf, um sie zu interviewen. Unglücklicherweise hörte ich erst nach denn Interview davon. So konnte ich meine Freunde nicht rechtzeitig warnen, meinen Namen gegenüber diesem Reporter nicht zu erwäh-

nen. Ron kontaktierte daraufhin auch mich, und ich stimmte, wenn auch ungern, einem Treffen zu.
Das Gespräch mit Ron verlief äußerst schlecht. Ich bemerkte schnell, dass ihm Dennie und seine Kumpels offensichtlich schon alles Wissenswerte über Blue Boxing erzählt hatten. Ron blieb eine Weile. Obwohl ich versuchte, ihm klarzumachen, wie sensibel dieses Thema sei und dass ich mich mittlerweile aus der Geschichte ausgeklinkt hatte, wurde der Artikel schon einige Tage später abgedruckt, ohne von mir auf seinen Wahrheitsgehalt überprüft worden zu sein. Ich eilte zum nächsten Zeitungsstand und las geschockt und enttäuscht einen Artikel, der völlig aufgebauscht war. Ich wurde mit vollem Namen erwähnt und zum König der Phreaker gekrönt. Nun war ich mir sicher, dass es nur noch eine Frage der Zeit war, bis das FBI auch mir einen Besuch abstatten würde. Am selben Tag noch vernichtete ich alle meine Notizen und Gerätschaften, die für das FBI brauchbare Beweismittel darstellen konnten, und beendete sämtliche Aktivitäten auf dem Telefonsektor.
Wochenlang wartete ich auf ein Klopfen an der Tür, auf einen Besuch des FBI. Die Angst war mein ständiger Begleiter. Ich wusste, dass auch ich früher oder später an der Reihe sein würde. Rings um mich herum mehrten sich die Hausdurchsuchungen und Verhaftungen von Bekannten und Freunden. Insgeheim hoffte ich zwar, man würde mich vergessen oder übersehen, doch die Wahrscheinlichkeit war nicht sonderlich groß. Ich redete mir ein, dass ich der Sache gelassen gegenüberstehen konnte. Ich glaubte gegen Vorwürfe gewappnet zu sein, da ich alle Beweise vernichtet hatte. Um dem Stress und der Ungewissheit zu entfliehen, vertiefte ich mich in mein Studium.
Es dauerte länger als ich angenommen hatte, doch dann war es soweit. Innerhalb weniger Stunden bekam fast der gesamte engere Freundeskreis Besuch vom FBI. Die vier Leute in Seattle, drei in San Jose - darunter auch Stacy Brown - und alle fünf Leute aus Los Angeles wurden in einer Blitzaktion gebustet. Als Beweismaterial knallte das FBI den Leuten eine endlose Liste mit angezapften Telefonlei-

tungen auf den Tisch. Damit hieß es für mich nur noch abwarten. Trotzdem vergingen erneut einige Monate. Das letzte Signal gab die Verhaftung meines Freundes Martin in Long Island. Das FBI beschlagnahmte sein komplettes Equipment und stellte seine Wohnung derart auf den Kopf, dass sie danach nicht wiederzuerkennen war. Ich wusste nicht so recht, was ich tun sollte. Es wäre ein Eingeständnis meiner Schuld gewesen, hätte ich mich freiwillig gemeldet. Der Gedanke, dass man etwas gegen mich in der Hand haben könnte, raubte mir den letzten Rest meines spärlichen Schlafs. Würde es reichen, um mich zu verurteilen? Und wenn ja, was für eine Strafe würde mich erwarten? Immerhin hatte ich seit über fünf Monaten meine Aktivitäten eingestellt.

Die Verhaftung

Um mir nicht unnötig den Kopf darüber zu zerbrechen, was auf mich zukommen würde, arbeitete ich am Tag nach Martins Verhaftung mehr denn je zuvor für mein Studium. Nach der Uni fuhr ich auf dem gewohnten Weg zur Arbeit. Ich hielt neben dem Seven-Eleven-Laden, um etwas einzukaufen, als plötzlich ein Wagen neben mir bremste. Ein weiterer kam unmittelbar hinter meinem zum Stehen. Vier Typen in Anzügen sprangen heraus und rannten auf mich zu. Während sich meine Aufmerksamkeit noch auf diese Leute richtete, packten mich zwei Beamte von hinten und pressten mich kräftig gegen meinen Wagen. Man las mir meine Rechte vor und legte mir Handschellen an. In gewisser Weise war ich erleichtert, als ich auf dem Weg zum Verhör im FBI-Dienstwagen saß. Meine Nervosität schien mit jedem Meter, den wir unserem Ziel näher kamen, zu schwinden.

Man brachte mich zum Santa Clara County, wo ich drei Tage in Untersuchungshaft saß. Mir wurde Gebührenmanipulation und Betrug vorgeworfen. Die FBI-Agenten hatten genug Beweise in Form von Telefongesprächen und Zeugenaussagen gesammelt, um die Ankla-

ge zu untermauern. Meine Verbindung zu Martin wurde bis zu unserer Militärzeit zurückverfolgt und mit Aufzeichnungen unserer Telefongespräche belegt. Das FBI hatte sich schon vor Monaten in unsere Konferenz eingeschaltet, nur hatten sie damals noch nichts unternommen. Ich erschrak, als man mir die Protokolle unserer Gespräche vorlas. Es war jetzt schon fast ein Jahr her. Der Name »Cap'n Crunch« fiel in fast allen Aussagen. Auch von Leuten, von denen ich nie etwas gehört hatte. Das FBI wusste schon lange, dass ich mich hinter die-sem Namen versteckte. Selbst die Eltern von Dennie hatten ausgesagt, dass ich verantwort-lich für die Gerätschaften sei, die ihr Sohn für seine Aktivitäten benutzte, was nicht ganz falsch war. Dennie und seine Freunde konnten glücklicherweise aufgrund ihres Alters nicht belangt werden, was mich sehr erleichterte. Ich brauchte einige Zeit, um die unberechtigten Vorwürfe gegen mich erfolgreich zu dementieren. Das FBI hatte danach zwar nicht viele, dafür aber äußerst relevante Beweise gegen mich in der Hand. Das reichte ihnen, und ich wurde aus der Untersuchungshaft entlassen.
Draußen wartete ein Journalist der San José Mercury auf mich und bot mir an, mich zu mei-nem Wagen zu fahren, der immer noch auf dem Seven-Eleven-Parkplatz stand. Ich nahm das Angebot an, beantwortete ihm jedoch keinerlei Fragen und gab ihm auch keine Informa-tionen über meinen Aufenthalt im Santa Clara County. Ich stritt einfach alles ab und fuhr schließlich nach Hause.
Als ich ankam, hatte das FBI bereits alles durchwühlt. Mein gesamtes Equipment, mein Transmitter, der nichts mit Blue Boxing zu tun hatte, mein Rechenschieber und sämtliche Unterlagen für das Studium waren konfisziert worden.
Es dauerte weitere fünf Monate, bis die Verhandlungen endgültig abgeschlossen waren. Während des Prozesses kam sogar zur Sprache, dass ich der Telefongesellschaft Ma Bell durch meine Spielereien einen höheren Stromverbrauch und damit auch höhere Kosten beschert hätte. Darüber hatte ich mir verständlicherweise überhaupt noch keine Gedanken gemacht. Auch die Schäden, die anderen Telefongesellschaften durch das Blue Boxing entstanden waren, wurden

mir in Zahlen vorgelegt. Es ging um Millionen von Dollar. Man versuchte mich für die Aktivitäten aller »Phreaker« verantwortlich zu machen, was natürlich nicht möglich war. Aber es gelang der Anklage zumindest durchzusetzen, dass dies bei Erwägung des Strafmaßes mit berücksichtigt wurde. Schließlich verurteilte man mich zu fünf Jahren Bewährungsstrafe, von denen drei Monate im Gefängnis von Lompoc abzusitzen waren.

M KNAST

Der Aufenthalt in Lompoc erinnerte mich an meine Zeit beim Militär. Lompoc hatte eine Menge Ställe, und es kam mir an manchen Tagen so vor, als sei ich in einem Zoo inhaftiert. Der erste Job, den ich dort hatte, war in der »Schweinerei«. Das bedeutete Schweine füttern und darauf aufpassen, dass sich keiner der anderen Häftlinge unerlaubt ein Schweinesteak zum Abendessen zubereitete. Als ich bemerkte, dass den restlichen Häftlingen diese Arbeit zuwider war, meldete ich mich freiwillig, um von den anderen nicht gleich aufs Korn genommen zu werden. Außerdem liebe ich Tiere. Ich habe schon in meiner Kindheit gern auf Farmen geholfen und Schweine aufwachsen sehen. Als die Wärter merkten, dass ich etwas von Schweinen verstand, konnte ich meine Arbeit im Stall ohne Aufsicht verrichten. Nach einiger Zeit wurde mir diese Arbeit zu langweilig, so dass ich den Schweinen mit einem Stift die Namen einiger Gefängniswärter und des Richters, der mich verurteilt hatte, verpasste. Bei einer spontanen Inspektion wurden diese Namen entdeckt, und man wies mir eine Arbeit im Freien zu. Dort musste ich Rasen mähen, Hecken schneiden und die Felder auf Vordermann bringen. Da das Gefängnis sehr nah an der Vandeburg Air Force Base lag, wurde ich fast täglich Zeuge faszinierender Raketenstarts.
Man verbrachte in Lompoc den größten Teil des Tages damit, die zugeteilten Arbeiten zu verrichten. Die restliche Zeit konnte man draußen, in seiner Stube oder mit den anderen Häftlingen in Sport-

und Handwerksräumen verbringen. Das Gefängnis finanzierte sich durch die Arbeit der Häftlinge, und aus diesem Grund gab es eigentlich immer etwas zu tun. Bei den meisten Leuten hier handelte es sich um Versicherungs- und Finanzbetrüger. Viele waren aber auch Komplizen von Kapitalverbrechern, die sich glücklich schätzen konnten, in diesem Ferienlager untergekommen zu sein. Das Verhalten der Wärter war nicht schwer vorauszusehen. Im freien Feld war man nicht ständig unter Beobachtung, und es gab etliche Möglichkeiten, aus dem Gefängnis auszubrechen, wenn man wollte. Es hieß jedoch, dass nur Idioten versuchen würden, aus Lompoc auszubrechen. Denn bei einer erneuten Verhaftung musste man mit einer längeren Strafe in einem Sicherheitsgefängnis unter echten Kriminellen rechnen. Alle, ich eingeschlossen, wollten hier einfach nur ihre Strafe absitzen.

Das erste, was ich mir anschaffte, war selbstverständlich ein Radio. Ich konnte meine Finger einfach nicht davon lassen und begann damit, es ein wenig zu modifizieren. Es machte wieder Spaß, mich mit Radios zu beschäftigen, und nach etwas Arbeit konnte ich mit meinem Gerät die Funk-Frequenzen der Wärter anpeilen und abhören.

Um Telefongespräche zu führen, benutzte ich eine Methode, die sich »Looping« nannte. Das war wichtig, da das Telefon im Gefängnis nur Telefonate zu bestimmten Nummern erlaubte, die von der Gefängnisleitung registriert wurden. Mit »Looping« war es möglich, eine Nummer anzuwählen, sich von dort aus unbemerkt weiterzuverbinden, um dann ins freie Telefonnetz zu gelangen. Dazu brauchte man eine sogenannte »Cheese Box«, die sich aus einem Radio zusammenbasteln ließ. Ohne die Unterstützung einiger Häftlinge, die die technischen Gerätschaften des Gefängnisses verwalteten, wäre es mir nicht möglich gewesen, die nötigen Werkzeuge zu beschaffen. Als Gegenleistung gab ich mein Wissen an alle Interessierten weiter. Wir taten uns so gegenseitig einen Gefallen, was mir die Gewissheit gab, nicht als sogenannter »Snitch« abgestempelt zu werden. Mir wurde schnell klar, was auf mich zukommen würde, wenn ich auch nur daran dächte, mein Wissen nicht mit den anderen zu teilen. Es

hieß nämlich, dass »Snitches« entweder umgebracht würden oder sich wünschten, tot zu sein.
Montags, mittwochs und freitags abends gab es Nachhilfeunterricht in Blue Boxing. Unsere Unterrichtsräume waren der Sportplatz oder der Rasen draußen auf dem Gefängnishof. Meine Schüler hatten immer Papier und Bleistift dabei und machten fleißig Notizen. Ich erklärte ihnen genau, was man alles braucht, um eine »Cheese Box« zu basteln, und wie man damit umgeht. Es war wie in der Schule. Wenn jemand etwas fragen wollte, hielt er kurz, für die Wärter nicht sichtbar, den Finger nach oben und begann zu sprechen. Das große Lernziel war, das ganze Equipment zu nutzen, ohne dabei erwischt zu werden. Hin und wieder gab es unter den Inhaftierten auch Leute, die sich mit technischem Gerät auskannten. Ihnen erklärte ich, wie man selbst Fehler-Detektoren bastelt, um weitere Schwachstellen bei den Telefongesellschaften aufzuspüren. Ich entwickelte mich zu einem guten Lehrer, dem man aufmerksam zuhörte. Es war für mich nicht immer leicht, Leuten, die teilweise kaum lesen und schreiben konnten, alle diese Sachen beizubringen. Ich bemühte mich, verwirrende Erklärungen zu vermeiden, hielt mich an die einfachen und essentiellen Dinge und übte mich in Geduld.
Von den Wärtern ging keine allzu große Gefahr aus. Wenn wir draußen auf dem Sportplatz saßen, war es aufgrund der Lautstärke unmöglich, uns von weitem zuzuhören. Wenn sich ein Wärter näherte, wechselte ich einfach das Thema, je nachdem, was mir gerade in den Sinn kam.
Nach einer besonders komplizierten Unterrichtsstunde kam ich völlig erschöpft in meine Zelle, um mich etwas hinzulegen. Ich schmiss mich in Sträflingskleidung auf mein Bett und blickte verträumt an die Decke. Nach kurzer Zeit kam ein Wärter zu mir. In seiner Rechten hatte er mein Radio und hielt es mir mit einem großen Fragezeichen im Gesicht unter die Nase. Ich schluckte.
»Ja?«, fragte ich.
»Funktioniert das Radio hier?«, fragte er mich, während er das Gerät wild hin und her zu rütteln begann.

Ich nickte. Er hätte es sich sowieso nicht nehmen lassen, es selbst auszuprobieren, wenn ich verneint hätte. »Heute abend ist ein Baseballspiel«, sagte er dann. Ich atmete erleichtert aus. »Ich leihe mir das Ding mal aus, wenn es geht, ja?« Ich blickte ihn freundlich an. Was sollte ich dazu sagen? Ich konnte sicher sein, dass dieser Wärter zu meinem ärgsten Feind geworden wäre, hätte ich ihm diesen Wunsch verwehrt.

»Morgen bringe ich es wieder zurück.«

Ich lächelte ihn immer noch freundlich an. Ich musste ihm das Radio ausleihen, gar keine Frage.

»Sicher«, sagte ich in der Hoffnung, dass meine Manipulationen unentdeckt bleiben würden.

Obwohl ich einige Veränderungen an dem Gerät vorgenommen hatte, war es kaum von einem gewöhnlichen Radio zu unterscheiden. Man konnte damit nach wie vor jeden Sender empfangen. Wären meine Modifizierungen entdeckt worden, hätte ich meinen restlichen Aufenthalt in Lompoc wohl ohne Radio verbringen müssen. Das wusste ich und hatte darum jede Veränderung an meinem Radio mit reiflicher Überlegung vorgenommen. Man musste schon wissen, welchen Knopf man wie drücken musste, um die erweiterten Möglichkeiten nutzen zu können. Der Wärter bedankte sich freundlich und ging mit meinem Radio fort. Schlafen konnte ich jetzt nicht mehr. Am nächsten Tag brachte er mir das Gerät ohne Beanstandung zurück. Ich war erleichtert. Aufgrund seines Mangels an technischem Wissen war ihm nicht aufgefallen, dass das Radio von Empfang auf Senden umgeschaltet werden konnte und sogar Frequenzen seines Walky-Talkys abhörte.

Die Häftlinge wussten meine Talente zu würdigen. Einige hatten sogar die Baupläne aus dem Englischen ins Spanische übersetzt. Als dann die ersten Häftlinge ihre eigene Cheese Box gebastelt hatten und damit erfolgreich telefonierten, datierte es nicht lange, bis fast alle Insassen einen solchen Kasten bei sich in der Zelle stehen hatten. Anfangs machte ich mir deshalb noch Gedanken. Ich wusste schließlich, was passieren konnte, wenn zu viele Leute in ein Geheimnis

eingeweiht waren. Doch zumindest in dieser Hinsicht funktionierte der Zusammenhalt im Gefängnis vorbildlicher als in der freien Welt. Teilweise bildeten sich Schlangen vor den Telefonen. Die Häftlinge riefen ihre Verwandten und Freunde an, die sie seit Jahren nicht mehr gesprochen hatten.

Dadurch hatte ich bei den anderen Häftlingen bald einen ganz besonderen Status inne. Ich geriet nie in irgendwelche Auseinandersetzungen. Und sobald mich ein Häftling auch nur schräg anschaute, waren sofort zwei andere zur Stelle, die dem Querulanten noch einmal deutlich machten, wie wichtig ich für sie war. Außerdem bekam ich bei der Arbeitszuteilung nun die einfachsten Jobs von den leitenden Häftlingen zugeteilt. Die restliche Zeit im Gefängnis verlief dementsprechend unproblematisch und ruhig für mich. Die dreißig bis fünfzig Leute, die nun alles über Blue Boxing, Looping, Cheese Box und den Bau eines modifizierten Radios zum Abhören der Funksprechanlagen der Direktion wussten, gaben ihr Wissen großzügig an die anderen weiter. Der Tag meiner Entlassung war bei vielen Insassen im Kalender rot angestrichen.

WOZ

Nach meiner Entlassung spielte ich mit dem Gedanken, das Studium abzubrechen, weil ich durch die Pause nicht mehr so recht den Einstieg fand. In meiner Wohnung stauten sich die vielen technischen Bauteile, die ich vom FBI in nummerierten Kartons zurückerhalten hatte. Ich fing an die Sachen Stück für Stück auszupacken, verspürte aber keine wirkliche Lust, sie wieder in meinen Schrank einzusortieren. In einer der Kisten fand ich eine Blue Box mit einem aufgemalten Totenkopf, die nicht mir gehörte. Womöglich hatte sie das FBI versehentlich zu meinen Sachen gepackt. In dem Chaos hatte wohl niemand mehr so recht gewusst, welches Teil aus welcher Wohnung kam, und sie hatten es einfach irgendwo mit hineingepackt. Ich hielt die Blue Box in der Hand und betrachtete sie einige Minuten. Ich hät-

te das Ding wohl besser aus dem Fenster werfen sollen. Doch stattdessen begann ich die Schrauben an dem Gerät zu lösen. Das Innenleben dieser Blue Box verblüffte mich ein wenig. Das erste, was mir ins Auge fiel, war ein kleiner Mikrochip, der auf einem Sockel befestigt war.

Während ich im Gefängnis meine Zeit mit der Modifizierung von Radios vergeudet hatte, war die Entwicklung der Mikrochips deutlich vorangeschritten. »Es gibt eine Menge nachzuholen«, dachte ich lächelnd. Fasziniert hielt ich den Chip in der Hand und überlegte ihn zu durchbohren, um ihn an meinem Schlüsselbund zu befestigen. Mit einem müden Blick auf den restlichen Technikmüll stellte ich mir vor, dass diese Bauteile vielleicht in tausend Jahren in Museen ausgestellt werden würden. Ich war mir sicher, dass sie zusammen mit der Nummerierung des FBI für reichlich Verwirrung sorgen könnten. So packte ich alle Sachen wieder in die Kisten und sperrte sie in meine Abstellkammer, um sie dort für die nächsten tausend Jahre in Frieden ruhen zu lassen.

Ich erinnerte mich an meine Zeit als Programmierer beim Militär, als ich an dem Programm »Work Furlough« mitgearbeitet hatte. Mich packte wieder der Trieb zum Programmieren, und ich fand eine neue Arbeit als Fortran-Programmierer bei der Firma »California Microwave«.

Während dieser Zeit kam mir das Interesse eines jungen Studenten namens Steve Wozniak ziemlich recht. Ein Radiomoderator des Senders KPFA gab mir seine Rufnummer mit der Bitte, ihn anzurufen. Wozniak war ebenfalls Programmierer und kannte sich gut aus. Ich hatte einen interessanten Artikel über ihn gelesen und schlug gleich ein Treffen vor. Woz war sofort einverstanden. Der Grund dafür war offensichtlich: Er wollte alles über das Blue Boxing erfahren. Zusammen mit seinen zwei Kommilitonen Bill Claxton und Steve Jobs wohnte er in einem Studentenwohnheim. Letzterer hatte schon eine Menge Computererfahrung gesammelt, und ich unterhielt mich während meines Besuchs die meiste Zeit mit ihm. Aber auch Woz konnte mitreden, vor allem, wenn es um Hardware ging. Er erzählte

mir von seinem Plan, einen eigenen Computer zu entwickeln. Er war voller Enthusiasmus, aber seine Pläne und Ideen schienen mir allzu fantastisch. Aus diesem Grund fiel es mir nach einer Weile schwer, ihn überhaupt noch ernst zu nehmen. Er träumte von einem selbstentwickelten Betriebssystem, das in Kombination mit eigener Hardware die Basis zu einem neuen Supercomputer bilden sollte. Die Entwicklung eines solchen Rechners hielt ich jedoch für komplizierter, als Woz sich das so vorstellte. Aber für den Fall der Fälle würde er meine Hilfe sicherlich gut gebrauchen können, und so ging ich auf seine Bitte ein, ihm alles mitzuteilen, was ich über das Blue Boxing wusste.

Obwohl ich mir sicher war, dass ich Steve nicht viel Neues erzählen konnte, hörte er mir konzentriert zu. Irgendwann packte er dann seine eigene Blue Box aus und legte sie lächelnd auf den Tisch. Nach meinen Reibereien, mit der Justiz, hätten mir in diesem Augenblick eigentlich alle Haare zu Berge stehen müssen. Ich blieb jedoch ruhig und ließ mich von den dreien sogar zu ein oder zwei Telefonaten überreden. Woz wollte unbedingt nach Rom durchdringen, um mal mit dem Papst zu sprechen, wie er sagte. Stundenlang versuchte er sich mit verschiedenen Methoden zum Papst durchzustellen. »Diese verrückten College-Kids … « dachte ich mir. »Sollen sie doch ihren Spaß haben«

Woz und ich wurden Freunde. Woz konnte mir eine Menge über Hardware erzählen, und ich begann sein Wissen allmählich zu schätzen. Mittlerweile konnte ich mir durchaus vorstellen, dass sein verrückter Plan Erfolg haben würde. Woz lernte von mir alles Wissenswerte über das Blue Boxing. Ich machte ihn jedoch darauf aufmerksam, dass er die Informationen nicht missbrauchen durfte, die ich an ihn weiterreichte, und er gab mir sein Wort darauf. Im Gegenzug fokussierte ich mein Interesse stärker auf Computer. Schon bald legte ich mir selbst einen zu und begann meine Programme im Auftrag des Unternehmens zu Hause zu entwickeln.

Woz und ich arbeiteten gemeinsam an einer Art Textverarbeitungsprogramm für sein neues Betriebssystem. Sollte er mit sei nem Com-

puter auf den Markt gehen, wäre das erste Softwareprodukt bereits vorhanden. Wir steckten all unser Wissen in die Entwicklung dieses Programms. Es sollte das erste seiner Art sein, mit dem man eine proportionale Schrift auf den Qume-Printer drucken konnte. Das Endprodukt war geradezu revolutionär und schlug alle Programme, die damals auf dem Markt waren um Längen. Ich nannte es »Text-Writer«, doch Steve schlug den Namen »EasyWriter« vor. Er war ein großer Fan des Films »Easy Rider« und fand den Namen aus diesem Grund »cooler«. Ich erlebte diese Arbeit als derart faszinierend, dass ich mich mehr mit »EasyWriter« beschäftigte als mit meinem Job bei California Microwave.

Ich saß wieder einmal an meinem Schreibtisch und schlug die Zeit tot, als es an der Haustür klingelte. Ich warf noch einen kurzen Blick auf die Arbeit der letzten Stunden und stand dann auf, um zu öffnen. Zwei Herren in dunklen Anzügen hielten mir einen Ausweis unter die Nase, den ich nicht zum ersten Mal sah.

»FBI«, murmelte einer von beiden.

Mein Tag war im Eimer.

Dieser völlig überraschende Besuch machte mich nervös. Auf dem Weg zum Revier fragte ich mich ständig, was ich denn nun schon wieder verbrochen haben könnte. Ich hatte ja mittlerweile weder mit Blue Boxing noch mit anderen illegalen Aktivitäten etwas zu tun.

Das Büro, in dem ich verhört wurde, war dem Raum sehr ähnlich, in dem ich schon einmal Rede und Antwort hatte stehen müssen. Die Architekten des FBI verstanden eine Menge davon, die Atmosphäre so unangenehm wie möglich zu halten. Die zwei Agenten saßen nahezu regungslos vor mir. Von Zeit zu Zeit machten sie kurze Bewegungen, um ihre Kaffeetassen an den Mund zu führen.

»Verkaufen Sie Blue Boxes? «, fragte mich einer der Beamten.

Ich dachte darüber nach, aus welchem Grund man mir diese Frage stellte, und schüttelte dann mit einem unwissenden Gesichtsausdruck den Kopf.

»Ist ihnen ein gewisser Steve Wozniak bekannt?«

Ich zögerte, dann nickte ich.

»Nun«, fuhr der Agent fort, »Steve Wozniak hat vor wenigen Stunden gestanden, dass er mit ihnen zusammen Blue Boxes verkauft hat.«
Ich war erschüttert. Woz verkaufte hinter meinem Rücken Blue Boxes und versuchte bei seiner Verhaftung anscheinend noch, eine Teilschuld auf mich abzuwälzen. Ich leugnete alles und versuchte zu erklären, in welchem Verhältnis ich zu Woz stand. Ich erzählte dem FBI jedoch nichts, was Woz und mich hätte belasten können. Die Beamten blickten mich stumm und ohne eine Miene zu verziehen an. Nachdem man alles zu Protokoll genommen hatte, ließ man mich wieder gehen.
Ich kochte vor Wut und fuhr gleich nach der Vernehmung zu Woz, um ihn zur Rede zu stellen. Ich musste minutenlang Sturm klingeln, bevor er mir öffnete.
»Was soll das, Steve?«, schrie ich ihn schon an der Tür an.
Steve wich meinen Blicken aus und kramte wortlos seine technischen Gerätschaften zusammen. Auf dem Boden seines Arbeitszimmers Türmten sich Blue Boxes, die er ohne mein Wissen verkauft hatte und nun zu vernichten suchte.
»Das ist wirklich das Allerletzte!«, schrie ich ihn an. Meine Stimme bebte: »Du hast die Dinger hinter meinem Rücken verkauft.«
Steve blickte mich wortlos an. Ich konnte diesen Blick nicht ganz einordnen. Es lag jedoch nicht der Hauch einer Entschuldigung darin. Mir war klar, dass wir von nun an getrennte Wege gehen würden.
Später erfuhr ich von anderen Leuten, dass Woz mehrere hundert Blue Boxes für hundertfünfzig Dollar das Stück an Studenten verkauft harte. Mit dem Geld war es ihm möglich, seinen Traum von einer eigenen Firma zu realisieren. Erst jetzt begriff ich, wieso sich Steve überhaupt für das Blue Boxing interessiert hatte. Da das FBI keine handfesten Beweise gegen ihn hatte, mussten sie ihn laufen lassen. Ich wusste nicht, ob ich mich mehr über den Vertrauensbruch aufregen sollte oder darüber, dass mein Name wieder einmal in Verbindung mit Blue Boxing beim FBI aufgeraucht war.

Einige Monate später kam der erste Computer von Steve Wozniak unter dem Namen seiner eigenen Firma mit dem Logo eines abgebissenen Apfels auf den Markt. Neben dem Gehäuse erschien auch das dazu kompatible Schreibprogramm »EasyWriter«.

AUF SCHMALEM GRAT

Der Computer entwickelte sich langsam aber sicher zum einzigen Bezugspunkt in meinem Leben. Um die Enttäuschungen der letzten Jahre zu verdrängen, programmierte ich teilweise bis tief in die Nacht. Irgendwann wurde ich wegen meiner Unzuverlässigkeit von der Firma gefeuert und konnte meine Miete nicht mehr zahlen. Also zog ich in ein ziemlich schäbiges Ein-Zimmer-Apartment in Mount View, Los Angeles. Da ich bald auch mein Studium nicht mehr finanzieren konnte und der Weg zur Universität sowieso viel zu weit war, nahm ich das zum Anlass, mein Studium endgültig abzubrechen.
Meinen spärlichen Unterhalt verdiente ich mit der Entwicklung einiger kleinerer Programme, die ich an verschiedene Unternehmen verkaufte. Mein Hauptinteresse galt längst nicht mehr den Tiefen fremder Telefonsysteme, sondern nur noch der Entwicklung diverser Computerprogramme. Als eine Telefongesellschaft mir den Auftrag erteilte, ein Programm zum Schutz vor Telefonmanipulation zu entwerfen, wurde ich zwangsläufig wieder mir dem Thema konfrontiert. Ich konzentrierte mich dabei auf das Wesentliche und hielt mich von allem fern, was mit Blue Boxing zu tun hatte. Die Angst vor dem FBI und der Wunsch, nie wieder in der »Schweinerei« arbeiten zu müssen, waren stärker als die Annehmlichkeit, kostenlos telefonieren zu können. Außerdem hing mir das Telefonieren zum Hals heraus. Ich war also die meiste Zeit damit beschäftigt, auf sogenannten Call-Computern komplizierte Filter-Programme zu schreiben. Und nach einer Weile begann es mir sogar Spaß zu machen.

Während dieser Zeit erreichte mich ein Anruf von einem gewissen Adam Bauman. Adam erzählte prahlerisch von seinen Kenntnissen über die Schwachstellen des Telefonsystems. Er beteuerte, alles selbst herausgefunden zu haben, und wollte sich daher unbedingt mit mir treffen. Da ich ja mittlerweile selbst an Programmen schrieb, die Schutz gegen solche Manipulationen bieten sollten, nahm ich die Gelegenheit wahr und stimmte einem Treffen zu. Trotzdem wollte ich mein Wissen auf keinen Fall mit ihm teilen und nahm mir fest vor, dass dies ein einseitiger Informationsaustausch werden würde.
Adam brachte unangekündigt einen Freund mir, Dave, ein recht geselliger Typ, der ebenfalls behauptete, Programmierer zu sein. Ich war nicht mehr auf dem neuesten Stand der Dinge, und Adam schaffte es tatsächlich, mich mit seinem Wissen zu verblüffen. Er weihte mich in die neuesten Entwicklungen bei der Manipulation von Telefonleitungen ein.
»Man kann die Systeme der Telefongesellschaften mittlerweile mit Hilfe eines Computers manipulieren«, sagte er mit Begeisterung in den Augen.
Ich schaute ihn mit einem müden Lächeln an. Jeder, bei dem ich diesen Blick schon einmal beobachtet hatte, war früher oder später dem FBI in die Hände gefallen.
»Ich weiß, wie man in das interne System von Southern Pacific eindringen kann.«
»Mit dem Computer?«, fragte ich.
Adam nickte.
»Die Firma benutzt eigens entwickelte Computer«, erzählte er hastig weiter. »Auf den Rechnern aber läuft eine fremde Netzwerksoftware mit dem Namen ARPANet.«
»Ein Fehler«, ergänzte Dave lächelnd.
Und was für ein Fehler das war. Dave und Adam erzählten mir, dass das ARPANet ursprünglich nur intern vom Militär und von verschiedenen Universitäten genutzt wurde. Der Zugang zu den Netzwerkcomputern wurde daher nur einer bestimmten Gruppe gewährt.

»Sicherheitsbarrieren und Passwortabfragen sind somit überflüssig«, sagte Adam. Das Lächeln in seinem Gesicht schien nicht abbrechen zu wollen.
»Heißt das, dass jeder, der Zugang zum ARPANet hat, auch automatisch auf alle anderen Informationen innerhalb des Netzwerkes Zugriff hat?«, fragte ich.
Adam nickte. Er war jetzt erst richtig in Fahrt gekommen. »Die Telefongesellschaft, die jetzt ebenfalls ARPANet bei sich installiert hat, muss den Mitarbeitern zwangsläufig den Zugang von außen erlauben, damit auch Filialen Zugriff auf das Telefonsystem haben.« In Adams Stimme lag etwas Verheißungsvolles. »Somit könnte aber auch jeder andere, der zufällig an die internen Rufnummern der Gesellschaft gelangt, in das Netzwerk eindringen.« Dave erzählte mir von einem Gerät, mit dein man Computerdaten über das Telefonnetz versenden konnte - der sogenannte Akustikkoppler, der die Verbindung von Computer zu Computer über die Telefonleitung ermöglicht.
Bei unserem nächsten Treffen brachte Adam seinen Akustikkoppler und einen eigenen Computer mit. Ohne dass ich ihn davon abhalten konnte, verschaffte er sich mit meiner Leitung Zugang zu den Systemen der Southern Pacific, was mir überhaupt nicht gefiel. Dennoch war ich über die neuen Möglichkeiten verblüfft. Das stellte Blue Boxing absolut in den Schatten. Man konnte sogar Rufnummern von Kunden ändern, löschen und neue hinzufügen.
Adam versorgte mich mit einer unglaublichen Fülle von Informationen, die eigentlich nur für enge Mitarbeiter von Telefongesellschaften bestimmt waren. Im Grunde genommen war ich daran gar nicht interessiert, da ich mich damit auf Terrain befand, auf dem ich nie wieder operieren wollte. Aber Adam war kaum zu bremsen. Er versuchte mir mit aller Gewalt zu zeigen, wie man mit diesem Netz umgehen konnte. Er hörte einfach nicht auf, mich auf alles Wissenswerte hinzuweisen. Ich zeigte deshalb nur mäßiges Interesse an seinen Ausführungen und sprach lieber mit Dave über einige Prog-

ramm-Routinen, an denen ich arbeitete. Die beiden blieben die ganze Nacht und verließen mich erst im Morgengrauen.

List UND tücke

In der Nähe von Fresno gab es ein Hotel mit dem Namen Fine Gold Rauch. Unmittelbar in der Nähe der Ranch lagen weitere Bauernhöfe und eine private High School. Adam erzählte mir von diesem Ort und sagte, dass es dort an Wochenenden sehr ruhig sei und man nicht auffalle.

Ich ließ mich zu dem kleinen Ausflug überreden, und wir fuhren an einem Samstagmittag gemeinsam hin. »Tatsächlich waren dort nur ein paar Schüler zu sehen, und man konnte sich in den Anlagen aufhalten und sich an der schönen Natur erfreuen. Ich hoffte, inmitten der Natur in aller Ruhe über einige Dinge nachdenken zu können, und sah den Ausflug als Gelegenheit an, dem versmogten Los Angeles zu entfliehen. Vielleicht würde ich hier ja auch Adam besser kennen lernen. Doch noch bevor wir uns überhaupt die Umgebung anschauen konnten, begann er damit, sich Zugang zum schuleigenen Telefonsystem zu verschaffen. Mit seiner Blue Box in der einen und dem »Telefonhörer in der anderen Hand fummelte er sich mit piepsenden Geräuschen durch die Leitung. Ich beobachtete ihn eine Weile dabei und bemerkte, dass seine Blue Box nicht richtig konfiguriert war.

»Was machst du da?«, fragte ich ihn. »Lass uns mal was rausgehen.« Adam ignorierte mich, er war viel zu sehr in seine Arbeit vertieft, um mich wahrzunehmen.

»Hey«, sagte er dann nach einiger Zeit. »Du kennst dich doch aus, kannst du das mal reparieren, ich glaube da stimmt was nicht! «

Mein Blick verriet ihm mein mäßiges Interesse an dem Problem. »Ich möchte nur mal schauen, ob das Ding funktioniert.«

Ich zögerte. In der Hoffnung, ihn vielleicht auf diesem Weg vom Telefon locken zu können, begann ich die kleine Kiste zu bearbeiten.

Die Einstellung nahm mehr Zeit in Anspruch, als ich angenommen hatte, und ohne es zu merken, war ich wieder voll in meinem alten Element. Adam war seit geraumer Zeit aus dem Zimmer verschwunden. Wahrscheinlich trieb er sich in der Schule herum und flirtete mit einigen Teenagern. Nachdem ich das Ding richtig kalibriert hatte, wollte ich ausprobieren, ob es auch funktionierte, damit Adam endlich Frieden geben würde und ich beginnen konnte mich hier ein wenig umzusehen. Ich schnappte mir den Telefonhörer und probierte verschiedene Frequenzen aus, als Adam mit einigen älteren Herren in Anzügen hereinmaschiert kam. Einer von ihnen griff gelassen in seine Tasche und zog eine Plastikkarre heraus, auf der deutlich die drei blauen Buchstaben »FBI« zu erkennen waren.
Monatelange Verhandlungen, Anwaltskosten und eine Menge Ärger. Das war alles, was das FBI mit seiner Lockaktion erreicht hatte. Zwar konnten sie kein richterliches Urteil oder sonstige Maßnahmen gegen mich durchsetzen, doch der Stress war meine größte Strafe. Das FBI hatte wissen wollen, ob ich meine Blue Box-Aktivitäten fortsetzte. Adam war aber nicht nur ein Spitzel gewesen, er hatte mich auch wieder zum Blue Boxing bewegen sollen. Nicht auszudenken, was passiert wäre, wenn ich tatsächlich darauf eingegangen wäre. Das FBI hatte jedenfalls genug Akten über mich, um damit einen ganzen Schrank zu füllen. Beschlagnahmung von Hardware und zahllose Beschuldigungen zogen eine lange schwarze Spur hinter mir her, die mich bis in mein Zimmer verfolgte. Ich ließ die letzten Jahre noch einmal vor meinem geistigen Auge Revue passieren - von meiner Zeit als Radiofreak bis zu diesem Trümmerhaufen, vor dem ich stand. Ich hatte keine andere Wahl, als irgendwo noch einmal von vorne zu beginnen. Neue Menschen, eine neue Wohnung. Ich fühlte, dass dies der einzig richtige Weg war. Nun saß ich hier in meiner unbezahlten Ein-Zimmer-Wohnung und schaute auf die Sachen, die ich für den Umzug bereitgestellt hatte: einen Rucksack und einen Schlafsack, mehr brauchte ich nicht. Irgendwo würde ich schon unterkommen und irgendwie würde es schon weitergehen, dachte ich. Martin hätte sicherlich noch ein Zimmer in seiner Wohnung in San

Jose für mich frei. Verstohlen blickte ich auf den Schreibtisch, auf dein mein Telefon thronte. Ein Anruf kam nicht in Frage, nicht um alles in der Welt ...

tHE paRTy

DeR eINZIGe GRUND, WaRUM IN DeR DeSTeN pampa DÄ-NemaRks DIe BÜRGeRSTeIGe NaCH 19 UHR NICHt HOCH-GekLappt weRDeN, IST DeR, DaSS es keINe GIBt. HaUpt-BaHNHOF fReDeRICIa waR eRSt eiNmaL eNDStatION fÜR MICH UND BRÖtCHeN,

der bereits anfing, es sich auf der kalten Metallbank gemütlich zu machen. Meine Partylaune sank unter den Gefrierpunkt.
»Du willst doch nicht etwa zehn Stunden hier rumhocken«, fuhr ich ihn an.
»Was sonst? «, erwiderte er. »Fährt halt kein anderer Zug.«
Er hatte natürlich recht. Es fiel mir jedoch schwer, mich mit dieser Situation abzufinden. Noch nie war ich für eine Szeneparty so weit gereist, und gerade darum ärgerte es mich, dass nun trotz unserer ausführlichen Planung alles schief ging. Ich setzte mich zu ihm und steckte mir eine Zigarette an, um mein Hungergefühl zu unterdrücken. Wir hatten zwar genügend Proviant, doch der Gedanke an zerquetschtes Toastbrot mit gekochtem Hinterschinken beflügelte meinen Appetit nur wenig.
Ich bin supermüde«, murmelte Brötchen, während er versuchte, eine geeignete Unterlage für seinen Kopf zu finden. »Wir können ja unsere Schlafsäcke auspacken und auf dem Boden schlafen«, gab ich achselzuckend zurück.
Brötchen deutete wortlos auf einen Penner, der scheinbar leblos auf dem Boden lag, und machte deutlich, dass er sein Nachtlager nur ungern mit ihm teilen mochte. Der Schaffner, der uns die Hiobsbotschaft von dem um zehn Stunden verspäteten Zug nach Herning
überbrachte, hatte uns angeboten, in einem Eisenbahnwagon zu übernachten, der, so versicherte er uns, seine Reise nicht vor Tages-

anbruch fortsetzen würde. Er war wohl wie alle dänischen Bahnangestellten, die uns über den Weg liefen, Alkoholiker, denn kurz nachdem er diesen Satz ausgesprochen hatte, fuhr der Zug vor unseren Augen davon. Ich fragte mich, wo wir wohl gelandet wären, hätten wir sein gutgemeintes Angebot angenommen. Trotzdem wäre jeder andere Ort um Längen besser gewesen als dieser hier. Obwohl wir das Glück hatten, dass die Erbauer auf die groteske Idee gekommen waren, den am wenigsten genutzten Bahnhof Europas mit einer Wartehalle auszustatten, hatte niemand von den Architekten daran gedacht, das Gebäude ausreichend zu isolieren. Was den großen Nachteil hatte, dass dieser Unterschlupf bei Wind und Wetter keinen ausreichenden Schutz bot.
Mir war, als würde die Zeit rückwärts laufen. Uns wurde langsam klar, dass die nächsten neuneinhalb Stunden nur im Schlaf vorübergehen konnten.
»Lass uns auf den Boden legen, stammelte Brötchen übermüdet, und da mir von Minute zu Minute alles immer gleichgültiger wurde, wäre ich auch auf jeden anderen Vorschlag eingegangen. Wir rollten unsere Isomatten aus und krochen in die Schlafsäcke. Das lief nicht ganz problemlos ab, denn dabei stieß ich an eine Mülltonne und riss sie mit mir zu Boden. Geweckt durch den Lärm schreckte der Penner kurz auf, rieb sich die Augen und betrachtete uns eingehend. Nach einer Weile kniepte er uns zu und reiste dann mit lauten schmatzenden Geräuschen wieder ins Land der unzählbaren Bierflaschen.
»Wenigstens ist er nicht tot.« Brötchen blickte mich unwohl lächelnd an.
»Welch ein Glück«, gab ich ironisch zurück und kuschelte mich neben die vielen kleinen Zigarettenkippen, die eine Versammlung rund um mein Nachtquartier abhielten. Nach dreißig mir endlos erscheinenden Minuten gewann ich den Kampf gegen Kaffee und Cola und schlief ein.

Pitsche patsche, irgendetwas war feucht hier. Meine Augen öffneten sich vorsichtig, und ich musste feststellen, dass es mich samt meinem Schlafsack über Nacht in den Skagerrak gespült hatte. Die vielen kleinen Zigarettenkippen, die nicht das Glück hatten, an meiner Wange kleben geblieben zu sein, schwammen um mich herum. Es musste wie aus Eimern geregnet haben, und die undichte Decke über meinem Kopf ersparte mir das sonst so dringende Bedürfnis nach einer kalten Dusche am Morgen.
»Gut geschlafen?«, begrüßte mich Brötchen, der schon vor mir wach geworden war und sich gerade die Zähne mit Cola putzte. »Prächtig, prächtig, eine gar wundervolle Nacht.«
Brötchen musterte meinen völlig durchnässten Schlafsack, den das Wetter kurzerhand in ein Planschbecken verwandelt hatte. Er schmunzelte kurz und putzte sich dann weiter die Zähne. Obwohl er ein Spinner war, zählte ich Brötchen zu meinen besten Freunden. In solchen Momenten fragte ich mich dann aber doch, was in seinem Kopf vorging. Diese Reise versprach äußerst verrückt zu werden.
Ich zupfte an meinen Shorts herum, die sich mittlerweile mit Wasser vollgesogen hatten. Nicht nur aus diesem Grund beschloss ich, mein Frühstück nicht im Bett einzunehmen und robbte aus meinem Schlafgemach. Das Ausmaß der Überschwemmung wurde jetzt erst deutlich. Mit der Kraft, die einem am Morgen zur Verfügung steht, begann ich meinen Schlafsack auszuwringen. Dann packte ich ihn in meine Tasche.
»Hunger?« Brötchen hielt mir eine Packung mir zu Astronautenfutter komprimiertem Toastbrot hin. Obwohl mir an diesem Morgen nicht nach Fasten zumute war, lehnte ich dankend ab. Brötchen zuckte mir den Schultern und schnappte sich mit seinen von Cola und Zahnpasta beschmierten Händen die zwei Scheiben Hinterschinken, um sie sich schließlich mit großer Geste in den Mund zu schieben.
»Wie lang haben wir noch?«, fragte ich. Brötchen tippte auf seiner Digitaluhr herum.
»Ich glaube, die ist im Eimer«, gab er kauend zurück.

»Sicher?«, fragte ich.
»Denke schon.« Brötchen versuchte mit seinem Pullover die Schmiere vom Uhren-Display zu wischen. »Denn wenn sie es doch tut, dann haben wir noch zwei Wochen und vier Stunden.«
Unser Abteil im Zug nach Herning war im Vergleich zur Bahnhofsvorhalle das reinste Erholungszentrum. Zwar war ein reklamationsfreies Sitzen auf den mit Kaugummi gepolsterten Sitzen nur bedingt möglich, doch schufen allein schon die nicht ganz so lebensfeindlichen Temperaturen, die in diesem Wagon herrschten, eine Atmosphäre, die der des Wohlbefindens sehr nahe kam. Ich positionierte mich gekonnt um die Kaugummis herum und lehnte meinen Kopf gegen die Fensterscheibe, mit der die Vibration des Zuges einen flotten Boogy Woogy tanzte. Obwohl ich etwas geschlafen hatte, fühlte sich mein Körper noch immer wie die zerquetschte Zahnpastatube an, die Brötchen gerade in seiner Toastbrotpackung entdeckte.
»Scheiße!«, fluchte er. »Den Toast können wir vergessen.«
»Schade, schade«, murmelte ich halb aus dem Bewusstsein scheidend. Ich hätte sowieso nichts aus Brötchens magischem Müllrucksack anrühren können. Essen war jetzt keine Option. Schlafen war mein primäres Ziel. Ein Kribbeln in meinem Gesicht verriet mir, dass ich auf dem richtigen Weg war. Das Rütteln des Zuges, das ich deutlich in meinen Kieferknochen spürte, half mir zusätzlich beim Entspannen. Ganz sachte schlummerte ich sanft und friedlich ein. Plötzlich sprang die Kabinentür auf und ein Mann in Bahn-Uniform platzte in unser Abteil. Mit seiner Kontrolleurszange, die er wie die Fackel der Freiheitsstatue in die Höhe reckte, klickerte er einige Male in der Luft herum und pustete uns seltsame Töne und Laute entgegen. Brötchen streckte ihm die Fahrkarten entgegen. »Do you want this?«, fragte er vorsichtig.
»Yas, yas«, erwiderte der Uniformierte und riss ihm die zerknüllten Papierfetzen aus der Hand. »Yu dreif tu Compjuter Parti?«, fragte er dann lächelnd.
Brötchen und ich nickten leicht überrascht.

»Yas, yas, ei can si it in yur eis«, sagte er und deutete mit dem Zeigefinger auf seinen Mundwinkel.
Ich hätte ihm gerne gesagt, dass ich eine Menge Alkohol in seinen Augen sehe. Die seltsame Erscheinung verschwand genau so plötzlich, wie sie gekommen war.
»Was war das?«, fragte Brötchen.
»Keine Ahnung«, gab ich zurück. »Ein wenig Nebel hätte die Sache jetzt aber erst richtig kurios gemacht.«
Brötchen blickte noch einmal durch die Glastür, um auf Nummer sicher zu gehen. Kopfschüttelnd schnalzte er seine Zunge gegen den Gaumen. »Hat sich einfach in Luft aufgelöst.«
Gerade als er im Begriff war, sich wieder zu setzen, erstarrte er. »Was ... ist ... das«, stammelte er wie in Trance.

Ein Blick durch die Scheibe verriet mir den Grund. Auf dem Gang stand eine junge Frau, nicht älter als zwanzig, die aussah wie eine Mischung aus Cleopatra, den Spice Girls und einer griechischen Göttin. Sie versuchte ihr Gesicht hinter ihren langen dunkelbraunen Haaren vor Brötchens lüsternen Blicken zu verbergen. Sie erschrak, als sich eine zweite Nase gegen das Glas presste. Brötchen und ich versuchten hektisch den Dunst unseres Atems von der Scheibe zu wischen, als es geschah: Sie lächelte mich verlegen an. Obwohl Brötchen später konsequent behauptete, sie habe ihn angelächelt, ließ ich es mir nicht nehmen zurückzulächeln. Ich war unter ihren Blicken wie eine Packung irische Markenbutter unter einem Flammenwerfer. Sie blickte noch einmal lächelnd in unsere Richtung und ging dann mit dem wohl elegantesten Hüftschwung der Geschichte zurück in ihr Abteil. Regungslos klebten Brötchen und ich mit unseren Gesichtern an der Scheibe.

Herning, der Platz, an dem sich die Szene trifft. Tausende von Computerfreaks aus allen Ländern des Erdballs pilgern jährlich zu diesem seltsamen Ort, um an dem größten aller Szene-Events teilzunehmen. Sonst ist Herning eine Stadt wie jede andere, obwohl jede

andere Stadt das Recht hätte, sich beleidigt zu fühlen, mit diesem besiedelten Ackerland verglichen zu werden. Ich hatte keine Ahnung, was mich in dieser Stadt erwarten würde. Ich wäre jedoch vor Antritt der Reise bestimmt nicht auf die Idee gekommen, unterwegs auf die Frau meiner Träume zu treffen. »Egal«, redete ich mir ein. Wir waren schließlich nicht hier, um Frauen aufzureißen. Nein, wir hatten andere Pläne.
Ein Party-Bus, der dafür sorgen sollte, dass wir so schnell wie möglich in die Messehallen der Stadt befördert wurden, wartete schon vor dem Bahnhof. Ein Teenager stand davor und hielt ein Schild in seiner Rechten, auf dem mit Filzstift »Party« gekritzelt war.
»Party?«, fragte Brötchen lächelnd.
Der Teenager nickte. »Ei can si it auf deinem Pappschild«, rief Brötchen laut prustend und gab dem konfusen Teenager einen Klaps auf die Schulter.
Wir setzten uns auf zwei freie Plätze und verstauten unsere Sachen unter den Sitzen.
»Meinst du, das Mädchen aus dem Zug fährt auch auf die Party?«, fragte Brötchen.
»Auf eine Computer-Party? Keine Chance«, sagte ich und hoffte insgeheim, unrecht zu haben.

Drei-, vielleicht viertausend Menschen tummelten sich um die vielen Tische, auf denen Hunderte von Computern standen, um die Herninger Kraftwerke auf die härteste Probe des Jahres zu stellen. Es schien unmöglich, in der Menge bekannte Gesichter zu entdecken. Trotzdem schlug ich vor, einen kleinen Rundgang zu machen. Brötchen wollte aber lieber an seiner Matratze horchen und bat mich, ihn in einer Woche zu wecken. Er trabte schnurstracks in diejenige der insgesamt vier Hallen, die von den Party-Organisatoren zum Schlafplatz ernannt worden war, und ließ mich bei diesen durchgedrehten Computerfreaks zurück.
Obwohl ich mich auch nicht besonders fit fühlte, kam es mir nicht in den Sinn, jetzt den Schlafsack auszupacken. Dafür war hier alles viel

zu spannend. Schlafen konnte ich, wenn ich umfiele. Und ich nahm mir fest vor, die Augen bis zu diesem Zeitpunkt nicht zu schließen. Ich schlenderte fasziniert durch die Tischreihen und hielt bei jeder Kuriosität an, um sie genauer zu betrachten. Es gab einiges zu sehen: Kühlschränke, Elektroherde, Mikrowellen und Fernseher, auf denen meistens dänische Pornos liefen. Die Besucher der Party hatten an alles gedacht, um in dieser Wildnis zu überleben. An jeder Ecke standen irrwitzige Gestalten, die sich über seltsames, meist belangloses Zeug unterhielten. Hier und da klinkte ich mich in bereits laufende Gespräche ein, gab Kommentare wie »cool« oder »super« von mir und steuerte dann lächelnd auf das Ende der Halle zu, das noch immer nicht in Sicht war. Ein Typ mit langen fettigen Haaren stellte sich vor mich hin und schnitt mir den Weg ab. »Hi«, sagte er. »Are you from Scoopex Crew?«
Ich war ein wenig überrascht und hätte schon fast so etwas wie »Can yu si it in mei eis?«, gefragt. Aber dann fiel mir ein, dass der Name Scoopex Crew groß auf meinem T-Shirt gedruckt war, und ich nickte.
»I'm Bytelord«, gab der Zottelige von sich. »I'm the leader of Scoopex Crew.«
Der Name war mir mehr als ein Begriff. Bytelord gehörte zu den fähigsten Programmierern der Szene, dementsprechend bekam ich nur ein ehrfürchtiges »Oh, cool, ähm, supercool« über die Lippen.
»Where are you from?«, fragte er mich.
»Germany?«, stammelte ich in der Hoffnung nichts Falsches gesagt zu haben.
»Ah«, lachte Bytelord, »da hätte wia bäide aha auch Doaitsch mitmander reden könän.«, Er reichte mir die Hand. »Ih bin aus Wiehn.«
Ich schüttelte seine Hand, bis sie rot anzulaufen begann.
»Köln«, sagte ich, »ich bin aus Köln.«
Bytelord forderte mich auf, mit ihm an den Scoopex-Crew-Tisch zu gehen. Ich folgte willenlos. Einige schräge Gestalten hatten dort ihr Quartier aufgeschlagen.
Da war zum Beispiel der Grafiker Abstrus, ein krankhafter Kritzler, der es nicht für eine Minute schaffte, den Kugelschreiber aus der

Hand zu legen. Seine Arme waren über und über mit Schriftzügen und Bildern bemalt, und er jammerte, weil er nun keinen Platz mehr an seinen Körper fand, um seiner Sucht freien Lauf zu lassen. Am Computer gegenüber saß Blickstarre, ein Programmierer aus einer unbekannten deutschen Gruppe. Um ihn herum versammelte sich eine Meute Schaulustiger, die herauszufinden versuchten, wie lange er die Augen geöffnet halten konnte. Und dann war da noch Mogue, den alle nur Mo nannten, ein mir direkt sympathischer ASCII-Artist, der mit Kommata, Bindestrichen und Punkten großartige Schriftzüge auf den Bildschirm zauberte. Ich stellte mich vor und schaute ihm fasziniert über die Schulter. Den Rücken durchstreckend, massierte sich Mo mit der Hand die Augen.
»Eh, ich kann nicht mehr, gähnte er«, »hab' jetzt keinen Bock weiterzumachen.«,
Er schlug mir vor, mit ihm einen Kaffee trinken zu gehen, und ich willigte ein. Auf dem Weg zur Kantine rannte mir Brötchen mit seinem Schlafsack über den Weg. Er war völlig aufgeregt und wollte mir unbedingt etwas zeigen. Mo und ich folgten ihm zu einem Tisch, an dem ungefähr zwanzig Leute mit großen Augen auf den Monitor eines Commodore 64 Computers starrten. Ich drängte mich durch die Menge, um zu erfahren, was denn nun so spannend an einem 64-Kilobyte-Rechner sein konnte. Mir fiel die Kinnlade runter. Auf dem Computer lief ein 3D-Ballerspiel. Und das sogar in einer ganz annehmbaren Grafik. Mo konnte es auch nicht fassen. Er schüttelte verstört den Kopf.
»Als dieser Rechner in den Achtzigern auf den Markt kam, wusste man noch überhaupt nicht, dass es so etwas wie eine dritte Dimension gibt«, übertrieb Mo.
Die Programmierer dieses kleinen Wunders hatten mal so eben die Gesetze der Programmierkunst außer Kraft gesetzt und saßen halb schweigend, halb kichernd und vor allem völlig lässig um diese Schneckenkiste herum. Ein Mädchen, das plötzlich neben mir auftauchte, stupste mich an.

»Genial, was?«, sagte sie. »Ist aber nur halb so schön, wenn man weiß, dass es eine Animation ist.«
Ich wollte gerade antworten, doch als ich mich zu ihr drehte und meinen Mund öffnen wollte, stockte ich. Die Information, die meine Augen an mein Gehirn weiterleiteten, musste falsch sein, denn sonst wäre ich gerade dabei gewesen, mich mit der Schönheit aus dem Zug zu unterhalten. Cleopatra nutzte meine Sprachlosigkeit, um sich scheinbar vom Erdboden verschlucken zu lassen. Der Impuls, ihr zu folgen, brauchte eine Weile, um meine Muskulatur zu erreichen. Hastig titschte ich umher und trampelte einigen Leuten, die um mich herum standen und mir die Sicht versperrten, auf die Füße.
»Hey«, rief Brötchen. »Wohin so eilig, warte, Mann!«
»Das gibt's doch nicht, sie ist weg«, gab ich fassungslos von mir. »Wer? Was ist denn?«
»Das Mädchen aus dem Zug!«
Brötchen überblickte lächelnd den Saal.
»Wenn sie hier ist, wird sie uns schon noch über den Weg laufen.«
Schweigend und müde saßen wir auf einem Tisch herum. Wir hatten die ganze Party auf den Kopfgestellt, um Cleopatra zu finden, jedoch ohne Erfolg.
»Und jetzt?«, fragte Brötchen.
Ich zuckte mit den Achseln.
»Keine Ahnung, lass dir was einfallen.«
Brötchen nickte und ließ eine Art Urschrei aus seiner Kehle entfahren. Wie von einer Tarantel gestochen hüpfte er vom Tisch und rannte in die Menge.
»Tolle Idee«, dachte ich. Was hätte ich aber auch anderes von einem Menschen, der sich selbst Brötchen nannte, erwarten können? »Mr. Fat!«, rief er einem schmächtigen und ahnungslosen Besucher der Party zu, der gerade auf dem Weg zur Toilette war. »Unbelievable, you are Mr. Fat of Jojo Effect!«
Ich hatte noch nie was von diesem »Mr. Fat« gehört. Er musste aber ein verdammt hohes Tier in der Szene sein, da Brötchen sich ehr-

fürchtig um seine Beine wickelte und wie wild versuchte seine Füße zu küssen. Mr. Fat war irritiert.
»No, no«, rief er mit italienischem Akzent. »I'm not fat.« Brötchen ließ von ihm ab und entschuldigte sich.
»Wer ist Mr. Fat«, fragte ich ihn, nachdem der schmale Italiener kopfschüttelnd verschwunden war.
»Keine Ahnung«, antwortete Brötchen und hielt nach dem nächsten Opfer Ausschau. »Ich habe da eine Idee«, sagte er dann lächelnd.
»Klasse«, gab ich zurück, »aber sorge bitte dafür, dass die jetzt etwas besser wird.«
»Mr. Clever!«, schrie er dann wieder. »You are Mr. Clever of Pampelmuse!«
Ein Jugendlicher mit rotem T-Shirt schaute sich um und deutete dann fragend mit dem Finger auf sich.
»No, sorry«, versuchte er zu klären, »I'm not clever« Und sein Blick gab ihm Recht. Doch Brötchen ließ sich nicht beirren.
»You are Mr. Clever«, schrie er und forderte mich auf, ein Foto von den beiden zu machen. Mr. Clever hatte keine Chance das Foto zu verhindern. Dasselbe Spiel ließ sich noch wunderbar mit Namen wie »Mr. Cool« oder »Mr. Intelligent« weiterführen, und Brötchen war in seinem Rausch nicht mehr aufzuhalten.
Nachdem ein Großteil der viertausend Partybesucher ihre Bekanntschaft mit Brötchen gemacht hatte, wurde es allmählich langweilig. Doch das ermunterte Brötchen nur zu noch absurderen Spielchen. Eine Zeitlang liefen wir ziellos umher und erzählten irgendwelchen Leuten, dass wir zwei Reisende aus Uganda wären. In einer Mischung aus gebrochenem Englisch und einer Phantasiesprache stellten wir völlig sinnfreie Fragen und trieben die Leute damit zur Verzweiflung. Als wir schon so weit waren, dass die Leute uns mit Sätzen wie »Ah, nicht schon wieder« abzuschütteln versuchten, wurde es mir zu viel. Brötchen war gerade erst warm geworden und entschloss sich, die Uganda-Nummer in der Schlafhalle weiterzuführen.

»Mmmh«, sagte ich. »So gute Würstchen hatte ich lange nicht mehr.«
Mo und ich hatten es uns im Keller gemütlich gemacht, denn nirgendwo sonst hätten wir noch eine freie Steckdose gefunden, um den Wasserkocher ans Netz zu bringen. Wir dippten die Würstchen eine Weile vorsichtig in den Kocher und versuchten die Heizspirale nicht zu berühren, die unseren Würstchen bei Kontakt einen tiefschwarzen Teint verpasste. Mo hatte sich aus seiner Tasche noch eine Packung Instant-Amaretto eingesteckt. Wir kippten einen Becher nach dem anderen. Ich erzählte Mo von dem Mädchen, das ich im Zug gesehen und hier wiedergetroffen hatte.
Er erklärte mir vorsichtig, dass ich mir keine Illusionen zu machen bräuchte: »Frauen, die hier rumlaufen, gehören garantiert zu irgendwelchen Scenern«, sagte er. »Sicher hat sie irgendein bepickelter Coder mitgebracht.«
Ich nickte traurig. Er hatte wohl recht.
»Lighter?«, fragte mich ein seltsam uniformierter Kerl, der sich uns unbemerkt genähert hatte und dabei eine Zigarette aus einer Schachtel zog. Seine Kleidung war eigenartig. Zuerst dachte ich, ich würde mich täuschen, aber es war zweifellos eine Nazi-Uniform. An seinem Ärmel war eine rote Binde mit einem weißen Kreis befestigt. Auf dieser Binde war zwar kein Hakenkreuz, dafür aber ein fischähnliches Symbol, das nicht minder faschistisch aussah.
»Fuck you!«, schrie ihm Mo ins Gesicht. »Go fuck yourself, Nazibastard!«
Der Nazityp zuckte mit den Schultern, lächelte überlegen und ging zu einer Meute von gleichgekleideten Freaks, die sich während unseres Gesprächs etwas weiter hinter ihm versammelt hatten. Irgendwoher hatten sie einen Rollstuhl aufgetrieben und spielten damit »Wir sind behindert«.
»Scheiß Toleranzkacke«, murmelte Mo.
Einer der Naziärsche, der das gehört hatte, drehte sich um. »Freies Geleit«, tiefer mit dänischem Akzent und lachte hämisch. Der Satz kam mir bekannt vor. Er klang wie aus einem amerikanischen B-Movie, das mir gerade nicht einfallen wollte.

»Ich scheiß auf dich!«, schrie Mo wütend.
Ich versuchte ihn zu beruhigen, doch er war nicht zu stoppen.
»Ich scheiß auf dich ...«, rief er noch einmal, »auf dich und den beschissenen Szenecodex.«
Die Nazis hielten kurz inne und berieten irgendetwas auf Dänisch. Anscheinend ging es darum, ob sie uns Nicht-Ariern gleich hier den Hals umdrehen oder lieber etwas warten wollten. Mo schüttelte selbstsicher den Kopf.
»Hier nicht«, sagte er. »Das trauen die sich nicht!«

Mo hatte sich aufs Ohr gelegt, und ich war in Gedanken noch bei unserer Begegnung mit den Neonazis. Abwesend schlenderte ich auf der Suche nach Brötchen und Cleopatra durch eine der vier Hallen. Ich fand Brötchen allein und vor Müdigkeit völlig aufgequollen vor einem Fernseher sitzend, den eine Szenegruppe vor ihrem Tisch aufgebaut hatte. »Na toll«, dachte ich enttäuscht. Ich hatte Brötchen eigentlich nicht als notgeilen Pornogucker eingeschätzt. Mir war es völlig unverständlich, wie man Hunderte, vielleicht sogar Tausende Kilometer fahren konnte, um sich dann dänische Pornos anzuschauen. Fest entschlossen ihm zu sagen, dass er ein Schwachkopf sei, ging ich geradewegs auf ihn zu. Als ich in seine Reichweite kam und gerade mit meiner Moralpredigt loslegen wollte, musste ich verdutzt feststellen, dass sich Brötchen ein Video anschaute, auf dem nichts als ein vor sich hin brutzelndes Kaminfeuer zu sehen war.
»Was ist?«, fragte er.
Ich zögerte. »Ich äh ... ich wollte nur mal gucken, was du machst. Außerdem fängt die Grafik-Compo jetzt an.«
»Ich gucke Fernsehen«, antwortete Brötchen. Die Sache war mir etwas peinlich.
»Ach so«, erwiderte ich. »Fernsehen, ja dann ... gut.«
Brötchen schüttelte seinen Arm und starrte auf seine Digitaluhr. »Scheiße, die ist tot, wie spät ist es?«, fragte er und rieb sich gelangweilt die Nase.
»Drei«, antwortete ich ihm.

»Drei Uhr morgens oder drei Uhr nachmittags?« Ich zögerte.
»Drei Uhr nachmittags.«
»Sicher?«
»Ja sicher, sicher«, log ich, denn mir wurde klar, dass ich es selbst nicht so genau wusste.

Brötchen schien nicht in der richtigen Stimmung, sich den Grafik-Wettbewerb anzuschauen. Anders dagegen die vielen Leute, die sich vor der großen Leinwand versammelt hatten.
Zwischen dem fünften und sechsten Bild schlenderte ein völlig besoffener Freak auf die Bühne, blickte kurz in den Saal, öffnete dann locker seine Gürtelschnalle und zog sich langsam die Hose runter, um seinen behaarten Hintern in die Höhe zu strecken. Die Menge tobte. Nachdem sich der Exhibitionist die Hose wieder angezogen hatte, verzog er sich schnell von der Bühne. Ich bekam mit, wie er seinem unten wartenden Kumpel zurief, er solle ihm den Kasten aushändigen, der ihm jetzt zustünde. Natürlich ging es um das flüssige dänische Bahnarbeiter-Glück, das die Party-Organisatoren strikt verboten und damit unfreiwillig zum Hauptzahlungsmittel gemacht hatten.
Nach dem Wettbewerb zogen Brötchen und ich mit einigen Typen, die von sich behaupteten, Hacker zu sein, in die Kantine, um etwas zu essen. Wir waren völlig übermüdet, und der Wunsch nach Schlaf nagte an meiner Konzentration. Ein dicklicher Typ erzählte stolz, dass er einmal eins von Kimble auf die Fresse bekommen hätte, was alle anderen mit »Ahs« und »Ohs« kommentierten. Ich konnte irgendwie nichts wirklich Spannendes daran finden, von einem in der Szene zwar sehr bekannten, aber nicht besonders beliebten Hacker eins auf die Nase bekommen zu haben.
»Gut«, sagte dann ein anderer Kerl, der gerade ein Paar weiße Handschuhe aus seinem Smoking holte, um sie sich überzuziehen, »wenn es jetzt Michael Jackson gewesen wäre, okay, aber Kimble?« Der Irre sprach mir aus der Seele. Brötchen stupste mich an. »Das ist einer von Silents«, flüsterte er, »die laufen hier alle so rum.«

»Wow«, dachte ich und nahm einen Schluck Cola aus seinem Glas. Brötchen lutschte noch ein wenig an seinen Spaghetti herum und schob mir dann wortlos den Teller zu.
»Was ist?«, fragte ich.
»Bin zu müde zum Essen«, gab er halb lallend von sich.
Es wäre jetzt wohl wirklich besser gewesen zu schlafen, aber der Silents-Mann hielt uns eine kleine Dose mit Koffeintabletten hin, aus der ich mir zwei nahm, um sie kombiniert mit einer Aspirin zu einem medizinischen Big Mac zu machen.

Ich hatte mein Zeitgefühl völlig verloren und wusste nicht einmal, welcher Tag es war. Trotz meiner Müdigkeit fühlte ich mich aber immer noch so, als sei es der erste. Die Müllberge, die mittlerweile in der Halle entstanden waren, ließen jedoch anderes vermuten. Das Treiben auf dem Partygelände schien keine Pause zu kennen, und ich ließ mich nur allzu gerne von dieser Stimmung anstecken. Als mein Kopf aber langsam nach vorne auf die Platte des Scoopex Crew-Tischs hinabzusinken begann, hatte ich genug von dem kleinen Privatkrieg gegen meinen Körper. Zwar hatte ich die Mission Cleopatra noch nicht erfolgreich beendet, hätte ich sie aber hier und jetzt getroffen, wäre es bestenfalls peinlich für mich geworden. Brötchen war in einen Wachschlafgefallen. Wir hatten schon seit einigen Stunden kein Wort mehr gewechselt, da der sprachsteuernde Teil unserer Hirne im Sparmodus lief. Es schien völlig unmöglich, Brötchen ein Signal zu geben, dass ich jetzt gerne schlafen gehen wollte, und mir wurde klar, dass das Leben ohne Sprache ziemlich schwierig sein konnte. Ich hätte es meinem Körper nicht übel genommen, wenn er sich in diesem Moment dazu entschlossen hätte zu kollabieren. Brötchen ergriff die Initiative. Er zuckte kurz zusammen, ein Blick von ihm, und wir waren uns einig: schlafen, was das Zeug hält.

Ein Rumoren in der Schlafhalle riss mich aus meinen ägyptischen Träumen. Exhorder, der stinkbesoffen und in Unterhosen umhertorkelte, brüllte laut um sich. Jeder in der Halle war mittlerweile davon

wachgeworden, und die ersten versuchten zu klären, wo denn das Problem lag. Weil ich neugierig und vor allem schon wach war, stand ich auf und ging zu der Gruppe, die nicht weit von mir entfernt stand. Irgendjemand hatte sich anscheinend einen Spaß erlaubt und Exhorders Hose geklaut. Der war nicht sonderlich begeistert davon, die letzten Stunden der Party in Unterwäsche verbringen zu müssen. Obwohl niemand so richtig glauben konnte, dass jemand Exhorders Hose auch nur hätte anschauen, geschweige denn anfassen wollen, halfen ihm ein paar Leute bei der Suche nach seiner verschollenen Jeans. Wahrscheinlich hatte er sich über Nacht in die Hose gemacht und versuchte jetzt, seine Inkontinenz hinter einem vorgetäuschten Diebstahl zu verstecken. Als ich wieder zu unserem Platz kam, hatte sich Brötchen quer über beide Schlafsäcke gelegt. Alle Versuche, ihn zu wecken oder einfach nur wegzuzerren scheiterten. Mein kleines Schlaf-Intermezzo war also beendet, und ich ging wieder zurück ins Zentrum des Geschehens. Auf dem Weg dorthin stolperte ich beinah über einen Schlafsack, der wie aus dein Nichts vor meinen Füßen auftauchte. Die endlos langen dunkelbraunen Haare hätten mir schon vorher auffallen müssen. In dem Schlafsack lag bis zum Kopf eingemummt Cleopatra, die sanft vor sich hinschlummerte. Tausend Gedanken schossen mir durch den Kopf: umarmen, küssen, heiraten. Keiner davon erschien mir im Moment passend. Ich setzte mich hin und beobachtete sie, lauschte ihrem Atem und versuchte, ihren Duft auszumachen. Ich hätte sie nur zu gern geweckt, war aber einfach zu feige. Nach einer Weile zückte ich einen Kugelschreiber, schrieb ihr meine Telefonnummer auf und steckte sie ihr in den Schlafsack. Wenn das Schicksal es wollte, würde sie anrufen.

Brötchen packte seine Klamotten zusammen. Wie immer musste ich auf ihn warten, denn mein Gepäck stand schon seit Stunden bereit. Zwar fand ich es ein wenig schade, dass nun alles vorbei sein sollte, konnte aber durchaus die Vorzüge sehen, bald wieder in einem richtigen Bett zu schlafen. Wir verabschiedeten uns von unseren Freunden, tauschten Adressen aus und hielten noch ein letztes Schwätzchen.

»Was machst du, wenn du wieder in Köln bist?«, fragte mich Mo, mit dessen Augenringen man Hula-Hup hätte spielen können. »Schlafen«, erwiderte ich gähnend.

Mo lachte. »Und, bist du nächstes Jahr wieder hier?«

»Wenn ich bis dahin wieder wach bin, warum nicht.«

Wir gaben uns die Hand und versprachen, in Kontakt zu bleiben. Auf dem Weg zum Bahnhof hatte ich die ganze Zeit das Gefühl, eine Melodie zu hören und versuchte herauszufinden, woher sie kommen könnte. Ich vermutete, dass es nur an meiner Müdigkeit liegen konnte und wollte die Melodie einordnen, indem ich sie Brötchen vorsummte.

»Bubble Bobble«, sagte er. Das ist aus dem Compurerspiel.

Ich erinnerte mich, natürlich, Bubble Bobble war ein Spielhallen-Klassiker. Ich wunderte mich nur, warum mir ausgerechnet diese Melodie nicht mehr aus dem Kopfgehen wollte. Die ganze Zugfahrt über war ich damit beschäftigt, weitere Melodien einzuordnen, die mein Gehirn in einem Anfall von Müdigkeit zum Besten gab. Das war besser als jeder Walkman. Ich war gerade dabei »Pump Up The Jam« von Technotronic zu hören, als Cleopatra in unser Abteil geschneit kam. Sie hielt mir einen Zettel unter die Nase.

»Du hast was vergessen«, sagte sie.

»Was ist das?«, fragte ich in der Befürchtung, meine Telefonnummer von ihr wiederzubekommen.

»Das ist meine«, sagte sie und ging lächelnd aus dem Abteil. Mein Körper produzierte tonnenweise Endorphine. In diesem Moment hätte ich Lambada tanzen können. Brötchen schaute mich etwas verärgert an.

»Was hast du, was ich nicht habe«, grummelte er.
Ich grinste bis über beide Ohren.
»Nicht viel«, gab ich zu und hielt stolz den Zettel in die Höhe. »Nur ihre Telefonnummer.«

VERHÖR

SCHWARZ, OHNE MILCH, OHNE ZUCKER. SO MOCHTE ICH KAFFEE SCHON IMMER AM LIEBSTEN. OBWOHL DIESER HIER EIN WENIG ZU BITTER SCHMECKT, SCHENKE ICH MIR NOCH EINE TASSE EIN. ICH HABE MIR FEST VORGENOMMEN, DIE BÜROKLAMMER, DIE

vor mir auf dem Tisch liegt, nicht in die Hand zu nehmen. Aber bereits nach einer knappen halben Stunde greife ich ganz automatisch nach ihr und beginne das dünne Metall zwischen den Fingern hin und her zu biegen. Ich kann es nicht lassen. Ständig muss ich mit allen möglichen Gegenständen herumspielen. Die Oberfläche von Plastik, Metall oder Stoff auf meiner Handfläche zu spüren, beruhigt mich immer ungemein. Vielleicht ist das so etwas wie ein Tick. Um meine Mitmenschen nicht zur Weißglut zu bringen, muss ich mir oft selbst auf die Finger klopfen. Der Staatsanwalt wirft nur einen flüchtigen Blick auf die Büroklammer in meinen Händen, die ich immer noch knete, drehe und verknote.
Es müssen schon etliche Stunden vergangen sein. Mein Zeitgefühl ist neben meiner sonstigen Gelassenheit das erste gewesen, was mir an diesem Tag abhanden gekommen ist. Die Büroklammer in meiner Linken, bemerke ich, wie meine rechte Hand nach oben wandert, um mit Zeigefinger und Daumen meine Augen zu massieren. Eine Geste, die ich bislang nur bei älteren Leuten beobachtet habe und stets belächelte.
Ich muss unwillkürlich an meinen selbstsicheren Einzug in das Büro des Staatsanwalts denken. Er ist mir in gebeugter Haltung vorausgegangen, und ich habe mir im Kopf schon ausgemalt, wie ich bei der Vernehmung schnell die führende Rolle übernehmen würde, um

dann, nach ein oder zwei Stunden, als klarer Sieger wieder hinauszugehen. Nachdem mehr als zwei Stunden vergangen sind, wäre ich froh, wenn die Vernehmung schon Jahre hinter mir läge. Mir wird von Minute zu Minute bewusster, dass das hier kein Spiel mehr ist.
»Wollen Sie vielleicht eine kleine Pause einlegen?«, fragt der Staatsanwalt. »Sie können gern mal kurz an die frische Luft gehen.« Ich schüttle mit gespielter Selbstsicherheit den Kopf. »Nein, nein, ist schon in Ordnung. Ich bin voll da«, sage ich, während ich mich auf die Armlehne des Stuhls stütze, um meinen Körper in eine aufrechtere Haltung zu bringen.
Der Staatsanwalt blickt mich kurz prüfend an und nickt dann. »Wie kam es zu dieser Destruktivität«, fährt er mir ruhiger Stimme fort. »Ich meine, Sie sind doch ein talentierter Mensch. Sie sind zu solch unglaublichen Dingen fähig und ...«, er überfliegt noch einmal die Akte, in der all die »unglaublichen Dinge« vermerkt sind. »Ich kann mir gut vorstellen, dass man Sie in der Arbeitswelt mit offenen Armen empfangen würde.«

Fabian war zehn Jahre alt. Die meisten schätzten ihn auf zwölf: Einige hielten ihn sogar für noch älter und wunderten sich, wenn er ihnen sein wirkliches Alter verriet. Dann war er immer besonders stolz. Fabian besuchte die sechste Klasse eines Gymnasiums. Sein Schulrucksack war gefüllt mit dicken Schulbüchern, Heften und all den anderen scheinbar notwendigen Dingen, die ihn nicht im Geringsten interessierten. Für ihn war völlig klar, dass das Gewicht des Ranzens der Grund für seine Wirbelsäulenskoliose war, obwohl der Arzt seine Beschwerden auf mangelnde sportliche Aktivität und zu langes Sitzen vor dem Computer zurückführte. Für Mathematik, Englisch oder Biologie konnte er so gut wie keine Begeisterung aufbringen, was in seinem Alter sicherlich nichts Ungewöhnliches war. Der Unterschied zu seinen Mitschülern lag wohl eher darin, dass er auch keinerlei Gedanken an Fußball oder Mädchen verschwendete. Seine Welt bestand aus Prozessorzahlen und Programmroutinen.

Seinen damaligen Mathematiklehrer, der sich erst viel später als Fabian einen Computer zugelegt hatte, überkam eines Tages das Bedürfnis, der Klasse zu erklären, wie ein Computerprogramm funktioniert. Natürlich war das ein Thema, bei dem sich Fabian zu beteiligen wusste. Vor allem, weil es für ihn ganz offensichtlich war, das Herr Verhoeven eine Reihe von Fehlinformationen an seine Schüler weitergab. Fabian versuchte seinem Lehrer recht undiplomatisch klar zu machen, dass er keine Ahnung von Computern und deren Programmierung hatte. Doch Herr Verhoeven fand in Fabians schlechten Schulnoten Grund genug, nicht weiter auf diese Diskussion einzugehen.
Für Herrn König, seinen Englischlehrer, war jedoch offensichtlich, dass Fabian eine besondere Begabung hatte. »Es ist nicht von der Hand zu weisen, argumentierte er, Fabian hat ein Talent, mit Computern umzugehen und dies ist in jedem Fall förderungswürdig. Da niemand sonst aus dem Lehrerkollegium es für notwendig erachtete, versuchte Herr König, Fabian im Alleingang zu helfen, und trat mit seinen Eltern in Kontakt. Die Tatsache, dass Fabian an Wochenenden stundenlang merkwürdige Zahlen und Befehle wie »poke 54296,3t« oder »sta $d418« in den Computer eingab, unterstützte die Entscheidung der Eltern, eher Herrn König als Herrn Verhoeven Glauben zu schenken. So landete Fabian bei Herrn Rietmann, dem Vater eines recht unbeliebten Klassenkameraden. Herr Rietmann war Ingenieur und sollte herausfinden, wo die Stärken von Fabian lagen.
Fabian mochte diese Treffen nicht und bis heute hat er nicht verstanden, worin der Sinn dieser Zusammenkünfte lag. Als begeisterter und vielleicht sogar erfahrener Computerbenutzer versuchte Herr Rietmann, Fabian die Strukturen seiner selbstentwickelten Programmroutinen näher zu bringen. Fabian verglich sich indessen mit einem NBA-Spieler, den man als Fördermaßnahme mit einem Minigolfer zusammenbrachte. Natürlich wollte Fabian Herrn Rietmann zeigen, dass er es nicht mit einem Anfänger zu tun hatte, und führte ihm vor, wie man kopiergeschützte Programme mit einem einfachen Hexadezimaleditor knacken konnte. In seinem Übereifer löste Fabian

unbeabsichtigt eine heftige Reaktion bei Herrn Rietmann aus. Wutentbrannt und unter Androhung einer Strafanzeige setzte er Fabian vor die Tür. In seiner naiven Angst entschied sich Fabian, niemandem von diesem Vorfall zu erzählen.
Zu dieser Zeit etwa erkannte eine Gruppe von Leuten, die zu den innersten Geheimdienstkreisen zählten, ein schwerwiegendes Problem, das sich für die nahe Zukunft abzeichnete. Man sah voraus, dass die Übertragung von Daten über die Telefonleitung zur Selbstverständlichkeit werden würde. Die Abhörmöglichkeiten dafür waren zwar schon gegeben, ohne einen richterlichen Beschluss jedoch konnten solche Aktionen nur unter enormem Aufwand stattfinden. Aber das sollte derzeit weder Fabian noch sonst jemanden stören.

»Haben Sie eigentlich schon mal daran gedacht, sich einen Job zu suchen?«
Ich denke nach. Ein großes »Nein« platzt in meine Gedanken. Ich habe mich tatsächlich noch nie um einen Job bemüht. Nach Beendigung meiner Schulausbildung erschien mir der Zivildienst ein gutes Versteck vor dem Gedanken »Was jetzt?« Danach begann ich mit einer Ausbildung als Bürokaufmann. Es hätte auch jeder andere Beruf sein können. Nach zwei oder drei Monaten brach ich die Ausbildung ab. Mit dem Unterhalt, den ich von meinem Vater bekam, konnte ich leben, Miete zahlen, am Wochenende ausgehen. Warum also jobben?
»Das ist Zeitverschwendung«, sage ich.
»Ich glaube, Sie haben überhaupt keine Ahnung, wie händeringend Firmen nach Fachkräften mit ihren Qualifikationen Ausschau halten. Es ist wirklich schade, dass Sie diese Einstellung haben.« Ist dem so? Ich weiß es nicht. Mir ist es zumindest bis zu diesem Zeitpunkt ziemlich egal gewesen. In meinem Kopf höre ich piepsende Töne, die vereinzelt auftauchen. Da sind Tastaturklicken, CD-Brenner, Mausklicken, jubelnde Leute. Wenn ich mich mit der Szene treffe, ist alles anders. Dieser Staatsanwalt ist kein Szenemitglied. Er kann mich nicht verstehen.

»Kann schon sein«, sage ich. »Warum auch nicht. Ich habe nur keine Lust, irgendwo zu arbeiten, wo die Leute keine Ahnung von Assemblerroutinen, Netzwerk- und Systemprogrammierung haben.«
»Dann bringen Sie es ihnen doch bei. Außerdem glaube ich nicht, dass Sie der einzige Mensch auf der Welt sind, der sich mit all diesen Dingen auskennt.«
»Nein, in der Szene gibt es viele solcher Leute«, gebe ich zu.
»Nun, scheinbar haben die trotzdem ein anderes Verhältnis zum Leben. Schließlich sitzen nur Sie hier.«
Wieder dieses Piepsen, vielleicht ist es nur die Müdigkeit. Doch ich lasse mich darauf ein. Mit den Tönen kommen Erinnerungen, die mich ablenken und mich nicht länger über die Fragen des Staatsanwalts nachdenken lassen.

Es war definitiv ein ungewöhnlich kalter Tag, selbst für dieses Land, das so hoch im Norden liegt. Der Wind, der Fabian ins Gesicht wehte, schien tiefe Schnitte in seine Haut zu ziehen. Die nach unten gezogenen Mundwinkel unterstrichen seinen eisigen Gesichtsausdruck. Der Dreck auf den Straßen wirbelte um seine Beine. Seine Füße stampften bei jedem Schritt wie Betonklötze auf den Boden. Fabian kam nun schon zum achten Mal auf diese Party. Abgesehen davon, dass jedes Jahr immer mehr Lamer auf ihr zu finden waren, amüsierte es ihn dennoch, sich mit alten Bekannten und Gleichgesinnten zu treffen.
Er hatte diese Stadt bislang nie wirklich wahrgenommen. Er wusste nicht einmal genau, wo Dänemark auf der Weltkarte zu finden war. Da er mittlerweile jedoch das Gefühl hatte, nichts wirklich Neues mehr auf dieser Party entdecken zu können, hatte er Tinman zu einem kleinen Spaziergang überredet.
»Lass uns wieder zurück zur Party gehen«, sagte Tinman nach ungefähr fünf Minuten. »Ich friere mir den Arsch ab.«
»Stell dich nicht so an. Lass uns doch mal schauen, was es hier in der Stadt so alles gibt.«

Die beiden waren gerade mal his zu der kleinen Einkaufsstraße gekommen, die nicht weit von der Partyhalle entfernt lag. Sie blieben zufällig vor einer Buchhandlung stehen und starrten mit müden Blicken in das Schaufenster, in dem Microsoft-Produkte angepriesen wurden.
»Was hat das in einer Buchhandlung zu suchen?«, fragte Tinman nach einer Weile.
Fabian zuckte mit den Schultern: »Bookware halt. Wusstest du nicht, dass Microsoft die ersten Bücher herausgebracht hat, die sich von selbst schließen. Dieses Buch wird aufgrund eines ungültigen Vorgangs geschlossen. Klapp, Buch zu. Verwunderte Leser auf der ganzen Welt.«
»Ja, und wenn man das Buch wieder aufschlägt, sind alle Buchstaben gelöscht«, sagte Tinman amüsiert, worauf Fabian laut loslachen musste.
Im Grunde gab die Stadt nicht mehr her als geschlossene Geschäfte, leere Straßen und einige Dänen, die den beiden mürrisch nachschauten, wenn sie ihren Weg kreuzten.
»Hast du eigentlich den Harddisk-Killer dabei«, fragte er Tinman, nachdem eine Gruppe von jugendlichen Dänen breitschultrig an ihnen vorbeigegangen war.
»Klar«, antwortete Tinman. »Da fällt aber eh keine Sau mehr drauf rein. Das ist eine stinknormale Exe-Datei. Wie blöd muss man sein, um so etwas zu starten ...«
Fabian unterbrach Tinman hastig. »Hör zu. Ich habe eine Idee. Lass uns das Ding als 'Quake Level-Editor' tarnen. Wenn die Leute das aus dem Partynetz ziehen, werden sie es todsicher installieren.«
Tinman überlegte kurz. Die Idee war simpel, aber das waren die wirklich guten Ideen eigentlich immer. Nach einigen Sekunden zeichnete sich ein lächeln um seine Mundwinkel ab.
»Super«, sagte er dann. »Das ist doch mal ein Plan. «
Die beiden machten sich sofort wieder auf den Weg zur Party.
Eine der größten Veranstaltungshallen in Hering war für die noch verbleibenden zwei der insgesamt vier Tage nicht bloß ihre Herberge.

Neben Fabian und Tinman waren da noch mehrere Tausend weitere Computerfreaks, die diese Veranstaltung mit ihrer Anwesenheit zur größten und verrücktesten Computerparty der Welt machten. Computersysteme, wie sie unterschiedlicher nicht sein konnten, waren chaotisch auf die unzähligen Tische verteilt. Das Spektakel beeindruckte zudem noch durch eine schier unbeschreibliche Geräuschkulisse. Das Rattern der Diskettenlaufwerke und die sanft zischenden Geräusche der CD-Brenner paarten sich mit den Melodien bekannter Computerspiele. Technomusik hallte aus der einen, Heavy Metall aus der anderen Ecke des Saals. Alle Geräusche zusammen ergaben einen Klangteppich, der selbst den des größten Casinos in Las Vegas in den Schatten stellte. Der ganze Raum war in das flackernde Licht der Monitore getaucht, auf denen überall programmiert, musiziert, editiert, kopiert oder gespielt wurde.
Für Tinman und Fabian war das hier nicht Dänemark, es war nicht einmal mehr ein Ort auf dieser Welt. Eben noch in der erdrückenden Kälte, erschien ihnen die Halle plötzlich als eine Art Hightech-Oase.
Tinman kopierte den Virus auf eine Diskette und steckte ihn Fabian zu. Dieser setzte sich an einen freien Rechner, der an das partyeigene Netz angeschlossen war. Der Besitzer hatte seinen Computer unbeaufsichtigt gelassen. Man würde den Virus zu diesem System zurückverfolgen können und somit einen Schuldigen haben. Ein paar Handgriffe reichten, um den Virus für jeden zugänglich zu machen.
»Schau dir all die Leute an,«, sagte Fabian, nachdem er den Compurer wieder sich selbst überlassen hatte. »In ungefähr zwei Stunden werden sich viele von ihnen den Level-Editor installiert haben und zusehen müssen, wie sich ihre Festplatten verabschieden.«
»Ich habe mir mal das OSI-Schichtenmodell und den ganzen Source von TCP angeschaut«, sagte Tinman scheinbar unbeeindruckt von Fabians Prophezeiung. »Es gibt da Modifizierungsmöglichkeiten, um das Netzwerk total auszutricksen. Du kannst sämtliche Ports ausnutzen und herumblöken, ohne dass es jemand merkt.«
»Dazu gibt es doch schon Unmengen von Scripts«, bemerkte Fabian spöttisch. Er verstand zwar, was Tinman meinte, doch er verspürte

nicht das leiseste Bedürfnis, darauf einzugehen. Tinmans Problem lag definitiv in seiner Faulheit. Es würden sowieso mindestens drei Jahre vergehen, ehe er sich die Mühe machen würde, diese Idee in die Tat umzusetzen. Aus diesem Grund langweilten Fabian derartige Unterhaltungen. Er hielt sie für den Inbegriff von Zeitverschwendung. Die durchaus unterhaltsamen Script-Aktionen waren bekannt unter Hackern. Selbst wenn Tinman sein Script in den nächsten Tagen programmieren würde, erschien es mehr als sinnlos. Es gab doch bereits Unmengen existierender Scripts, die jeden Job mindestens doppelt so gut erledigen konnten wie alle ungeschriebenen Scripts von Tinman zusammen. »Wir könnten ein eigenes Script programmieren«, versuchte Tinman es noch einmal, worauf er nur einen müden Blick von Fabian kassierte.

Er schaut mich nie direkt an, wenn er spricht, und das macht mich sicherer. Dass ich ihn beobachte, scheint er gar nicht wahrzunehmen. Mitte sechzig oder vielleicht jünger. So ganz kann ich sein Alter nicht einschätzen, darin war ich nie gut. Der Staatsanwalt macht in jedem Fall einen sehr erfahrenen Eindruck und versteht es trotz einer seltsamen Milde, immer noch autoritär zu wirken.
Obwohl der ganze Hackerdialekt bei einem Normalsterblichen zu Verwirrung führen könnte, lässt er sich keinen Moment von der Komplexität des Themas beeindrucken. Er wiederholt vieles und macht knappe Zusammenfassungen von dem, was ich mit Mühe zu beschreiben versuche. Hin und wieder verlässt er sein analytisches Podest. Unverblümt macht er mir dann durch Belehrungen klar, dass ihm mein Verhalten mehr als nur unverständlich erscheint. Mit Sätzen wie »Das war verantwortungslos« oder »Haben Sie nicht gewusst, dass Sie Leuten schaden?«, haben ich mich nie beschäftigt. Doch jetzt frage ich mich tatsächlich, warum ich niemals einen Gedanken daran verloren habe. Niemand hat mir zuvor solche Fragen gestellt.
»Diese Leute wollten sich auf der Party amüsieren. Sie haben ihre Daten zerstört. Was glauben Sie, was für einen Schaden Sie dort an-

gerichtet haben: Wenn Ihnen jemand Ihr Eigentum kaputtmacht, würde Sie das doch auch ärgern, nicht wahr?«
Ich versuche ein nachdenkliches Gesicht aufzusetzen, indem ich meine Augenbrauen herunterziehe und meine Lippen leicht aufeinander presse.
»Die sind es doch selbst schuld, wenn die das Zeug bei sich installieren«, sage ich und realisiere zugleich die Absurdität meiner Aussage. Vor kurzem noch hätte ich das, was er sagt, als leeres Gerede abgetan. Mittlerweile fangen seine Bemerkungen an, Wirkung zu zeigen. »Verdrehtes Schuldbewusstsein« fällt des öfteren in seinen Sätzen, und allmählich erschließt sich mir der Sinn dieser Worte.
Tobi's Terminal war die erste Mailbox, die Fabian mit seinem Akustikkoppler, der an einen Commodore 64 Computer angeschlossen war, angewählt hatte. Das war am i. Juli 1985, vier Jahre, bevor das sogenannte »G-10-Gesetz«, ein Zusatz zu Artikel 10 des Grundgesetzes, geändert wurde und verschiedene Geheimdienste allen Grund zu jubeln haben sollten.
Während die meisten Menschen nicht einmal wussten, was ein Computer war, geschweige denn eine Datenfernübertragung, gab es in den Reihen der Geheimdienste ernsthafte Überlegungen, wie sich die rasante Entwicklung der Computertechnologie auf die zukünftige Gesellschaft auswirken würde. Als die Bevölkerung das Tastentelefon noch als etwas Fortschrittliches ansah, arbeiteten diese geheimen Einrichtungen bereits daran, die Datenfernübertragung per Computer innerhalb der nächsten Jahre zu einer Selbstverständlichkeit zu machen. Um eine kontrollierbare Entwicklung der neuen Technologien von Anfang an sicherzustellen, wurde frühzeitig die Entwicklung einer flächendeckenden Abhörstrategie geplant.
Tobi selbst lernte Fabians zufällig bei einem Usertreffen kennen. Das muss um 1992 in einem Cafe in der Stadt gewesen sein. Aufgrund seines Alters stellte der Achtundzwanzigjährige für den damals sechzehnjährigen Fabian so etwas wie eine Respektsperson dar. Während andere Fabians Fragen als infantil empfanden, begegnete Tobi ihnen mir einer Art gelangweiltem Verständnis. Egal, ob Fabian

wissen wollte, wie man Systeme am besten und effektivsten zerstören konnte, oder einfach nur, wie man in sie eindringt, Tobi nahm sich die Zeit und teilte ihm alles mit, was er wusste. Auch wenn Fabians vergeblich versuchte andere Leute zu motivieren, eine Gruppe zu bilden, um gemeinsam fremde Systeme zu zerstören, nickte Tobi immer nur nachdenklich.
Eine weitere denkwürdige Begegnung an diesem Tag war seine Diskussion mit einem User namens Baxter. Fabian empfand ihn als etwas sonderbar, scheute sich jedoch nicht, ein Gespräch mir ihm zu beginnen. Baxter erzählte, dass eines Tages die gesamten Kommunikationswege durch den Staat überwacht werden würden. Der Startschuss dazu wäre der Tag, an dem das G-10-Gesetz offiziell in Kraft treten würde. Dieses bestimmte, wann und unter welchen Umständen das Post- und Fernmeldegeheimnis künftig nicht mehr gelten sollte. Für Fabian war Baxters Flüsterpropaganda damals nicht mehr als eine wilde Verschwörungstheorie. Trotzdem interessierte es ihn, und er lauschte gebannt dessen Ausführungen. Als er versuchte auch Baxter für die Idee zu gewinnen, mit ihm eine Gruppe zu gründen, verabschiedete der sich rasch. Er holte sich ein Bier und ging zu einem Platz auf der anderen Seite des Cafés. Danach sah Fabian Baxter nie wieder. Auch nicht, als am 18. Mai 1995 die Fernmelde-Überwachungs-Verordnung in Kraft trat.
Die Beziehung zwischen Tobi und Fabian entwickelte sich zu einer Art Freundschaft. Wann immer Fabian Schwierigkeiten bei der Programmierung von Software hatte, stand Tobi ihm mit Rat und Tat zur Seite. Fabian empfand es als Ehrensache, ihn mit Software aus der Szene zu versorgen, auch wenn er sie nie direkt verlangte. Fabian hatte immer das Gefühl, dass er sich aufdrängte. Tobi sagte nie Nein und bedankte sich jedes Mal herzlich.
»Halt!«, ruft der Staatsanwalt der Protokollantin zu. Ich bin irritiert. »Wollen Sie wirklich, dass wir das so protokollieren?«, fragt er mich.
Ich blicke die Frau an, die zuvor jedes meiner Wort gnadenlos zu Papier gebracht hat und jetzt mit versteinerter Miene auf neue Instruktionen wartet. Ihre glatten Haare glänzen, als hätte sie ihren

Kopf gebügelt und anschließend poliert. Die Haare sind exakt unterhalb der Ohren abgeschnitten. Mit ihren schmalen Lippen und einem Blick, der gelangweilter nicht sein kann, macht sie auf mich einen unsympathischen Eindruck. Mir fallen ihre langen rotlackierten Fingernägel auf, und ich frage mich, wie sie es überhaupt schafft zu tippen. Dann denke ich noch einmal über meine Worte nach. Also gut, ich habe etwas an der Wahrheit gedreht. »Nein«, sage ich, »ich habe TFA nicht zufällig, im Internet gefunden. Ich habe gezielt danach gesucht und mich darum bemüht, es zu bekommen.«

Currywurst mit Fritten für Fabian und ein halbes Hähnchen mit Fritten für Tobi. Ein Fernseher, einige verschmutzte Tische und zwei Spielautomaten ließen diese deutsch-griechische Frittenbude wie aus dem Bilderbuch erscheinen. Hier waren die beiden Freunde vor einigen Monaten schon einmal gewesen, und obwohl die Currywurst kaum anders schmeckte als in jeder anderen Frittenbude der Stadt, verschlug es sie wieder dorthin.
Wenn Tobi redete, blickte er Fabian nie direkt ins Gesicht. Er schien auf alle Fragen die passende Antwort zu haben. Fabian nannte ihn deshalb den »Allrounder«. Auf Bemerkungen ging er nie ein. Es schien so, als würde er das, was Fabian sagte, erst einmal in seinem Zwischenspeicher lagern, um sich später damit zu beschäftigen. Mit seinem langen schwarzen Mantel und dem blauen Hemd machte Tobi eher den Eindruck eines Versicherungsvertreters. Der sauber gezogene Scheitel unterstrich dieses Erscheinungsbild. Nur die ungeputzte, alte Brille, die seit seiner Jugend dieselbe geblieben zu sein schien, ließ eine Art Gleichgültigkeit gegenüber seinem Aussehen vermuten.
Für Tobis neuen Scanner hatte Fabian an diesem Tag die passende Software aus dem Netz gezogen. Es gab doch Kopien, warum also unnötig Geld für ein Original ausgeben, hatte er ihm eingeredet. Tobi nahm das Angebot gern an. Er steckte die CD in seinen Mantel, der achtlos über der Stuhllehne hing.

Wenn sie sich trafen, redeten sie oft über politische und kulturelle Themen. Dies unterschied Tobi von anderen Computerfreaks in Fabians Umfeld. Er war nicht bloß ein Programmierer, der nichts anderes kannte als seine Sourcecodes. Sein Allgemeinwissen ließ vermuten, dass er über ein beträchtliches Maß an Bildung verfügte. Als Fabian einmal der Name eines sehr bekannten Pantomimen nicht einfallen wollte, nannte Tobi neben Marcel Marceau, nach dem Fabian gesucht hatte, noch fünf weitere. Derartige Unterhaltungen beeindruckten Fabian. Dass Tobi als Verkäufer auf Provisionsbasis in einem Elektroladen arbeitete, wollte ihm nicht in den Kopf gehen. Die Arbeit mache ihm nun mal Spaß, erwähnte Tobi immer wieder, wenn Fabian ungläubig den Kopf schüttelte. Wie sich Leute an Weihnachten um Videorecorder und Satellitenreceiver stritten, finde er immer wieder lustig. Vom Mord an Kennedy über Korruptionsfälle im eigenen Staat bis hin zur totalen Verblödung durch den TV-Alltag, all das waren anscheinend amüsante Themen für Tobi. Sie zauberten ihm immer wieder ein Lächeln ins Gesicht. Er schob sich eine in Ketchup und Mayonnaise ertränkte Pommes in den Mund und begann glücklich darauf zu kauen. »Wie schön, dass so ein bisschen Kartoffel einem Menschen soviel Freude bereiten kann«, dachte sich Fabian bei diesem Anblick.

Eine Nachrichtensendung im Fernseher der Imbissbude berichtete über irgendwelche Kriege, irgendwo gab es wieder Schießereien. Schreie von Frauen und Kindern, die weinend durch zerstörte Dörfer rannten, hallten aus den Boxen des kleinen Fernsehers.

»Warum gibt es eigentlich immer Krieg?«, fragte Fabian, weiter auf den Fernseher blickend.

»Tja«, sagte Tobi, während er die nächste Fritte in den Mund schob. Er war in Gedanken nicht bei Fabians Äußerungen. Die »Fernmelde-Überwachungs-Verordnung«, auch FÜV genannt, unterzeichnet von Bundeskanzler Dr. Helmut Kohl und dem Bundesminister für Post und Telekommunikation Wolfgang Bötsch, schwirrte ihm im Kopf herum. Gedanken, die er ungern mit Fabian teilen wollte.

Fabian merkte, dass Tobi die Frage langweilte.

»Habe ich dir schon erzählt, dass wir an einem neuen Script arbeiten?«, wechselte Fabian das Thema. »Damit können wir Email-Bomben verschicken. Tinman, der Programmierer, arbeitet gerade daran.«
Tobis Aufmerksamkeit war noch immer auf seinen Teller gerichtet. Dann, mit einem anhaltenden Lächeln auf seinen Lippen, schaute er in der Imbissbude umher. Es war nicht zu erkennen, was ihn so amüsierte: Fabians Aussage oder die Plastikblumen neben den Spielautomaten.
»Gibt es denn nicht unzählige Scripts im Internet, die man einfach so benutzen kann?«, fragte Tobi desinteressiert.
»Ja, schon. Das sagt ja jeder. Aber nenn mir mal eine Adresse, wo ich an so etwas drankommen kann.«
»Ich denke, du kommst aus der Szene und kannst alles besorgen.«
Obwohl Tobi mit der beste Programmierer war, den Fabian kannte, war er nicht aus der Szene. Daher konnte er nicht wissen, dass solche Scripts streng gehütete Geheimnisse waren. Und wenn man mal auf ein solches Script gestoßen war, brauchte man selbst als Netzwerkprofi viel Zeit und Geduld, um das Ding überhaupt zum Laufen zu bringen. Die Programmierer solcher War-Scripts hielten oftmals nicht besonders viel von Benutzerfreundlichkeit. Das war auch der Grund, warum man Scripts unbedingt selbst programmieren sollte, was jedoch seine Zeit brauchte. Bei dem Gedanken, dass Tinman an einem Script programmierte, verlor Fabian schnell wieder die Hoffnung, jemals ein Script mit den von ihm gewünschten Möglichkeiten in den Händen zu halten. »Wahrscheinlich wird das Ding nie fertig«, dachte er sich. »Ich habe letztens mal was gelesen. Da gibt es ein Programm, das nennt sich Tribe Flood Attack.«
»Warte mal…«, sagte Tobi und kaute weiter. Dann schaute er sich um. Er ließ sich Zeit. Fabian wartete. »Hör mal, nächste Woche bekomme ich einige DVDs aus Japan«, sagte er schließlich. »Hast du nicht Lust, nächsten Samstag zum Manga-Abend zu kommen?«

Tobis Manga-Abende interessierten Fabian nicht im geringsten. Obwohl Fabian schon mehrmals versucht hatte das indirekt anzudeuten, schien Tobi es immer wieder zu vergessen.
»Klar, warum nicht«, antwortete Fabian, um sein Desinteresse nicht zu offensichtlich werden zu lassen. »Du hast eben was von Tribe Flood Attack gesagt, was meintest du damit?«
»Ach so, ja genau«, sagte Tobi beiläufig. Dann atmete er schwer aus, so als täte es ihm Leid, das Thema überhaupt angeschnitten zu haben. »Da gibt es eine Website. Den Namen habe ich aber vergessen. Such doch mal im Internet nach dem Namen TFA-FAQ.«
»T-F-A-F-A-Q«, buchstabierte Fabian, um auf Nummer sicher zu gehen.
»Jaja, genau«, sagte Tobi. Darin schluckte er den letzten Bissen seines Hähnchens hinunter und strich sich mit einer Serviette über den Mund. »Das ist schon lustig«, fuhr er fort.« Diese Mangas, die ich bestelle, bekommt man hier gar nicht. Das Paket müsste morgen ankommen. Ich sollte dir wirklich mal einen Manga in japanischer Originalfassung ausleihen.«
»Mach das«, sagte Fabian. Das einzige, was ihn jetzt noch interessierte, waren drei Wörter: Tribe Flood Attack.

»Man muss sich erst einmal einige Dinge klarmachen«, sagt der Staatsanwalt und fährt fort: »Draußen ist es üblich, eine rudimentäre Aussage zu machen, mir der man die Hälfte der Wahrheit unter den Teppich kehrt. So etwas gewöhnt man sich in der Schule oder bei den Eltern leicht an. Nur müssen wir diese Realität ganz klar von unserer hier unterscheiden. Gerade weil ich diese Problematik kenne und die Umstellung auch für Sie etwas ungewohnt sein dürfte, frage ich oft nach. Ich hoffe, Sie verstehen das.« Ich verstehe nur zu gut. Er sagt mir nichts weiter, als dass ich hier bei der Staatsanwaltschaft und nicht bei meinen Kumpels bin. So zumindest glaubt er sicher zu gehen, dass ich mich nicht in Lügen verstricke.
Ein weiteres Phänomen, das die Geheimdienste erst seit kurzem beschäftigte, war die Datenverschlüsselung privater Anwender. Sie

hatten es sich zur Aufgabe gemacht, jede Verschlüsselungsmethode, die sie selbst nur mit hohem Aufwand oder gar nicht knacken konnten, zu einen großen Problem zu erklären. Da bei privaten Anwendern der Wunsch wuchs, Software aus Angst vor Hackerattacken sicher kodieren zu können, schlug der amerikanische Geheimdienst NSA eine Lösung vor, damit dies nicht unkontrolliert geschehe: Das »Key Recovery Project« sorgte dafür, dass jede Software, die in der Lage ist, hochgradig zu verschlüsseln, mit Hilfe implementierter Schlüssel trotzdem von den Geheimdiensten dekodiert werden konnte. Als Andrew Fernandes, ein Computerexperte der Firma Cryptonym Corporation, einen NSA-Key in der Sicherheitssoftware von Microsoft entdeckt und dies der Presse mitgeteilt hatte, wurde endgültig allen klar: Die Geheimdienste hatten die Kontrolle über nahezu jedes Verschlüsselungsprogramm an sich gerissen.

Diese und andere Tatsachen, die Fabian während seines Hackertreibens ignorierte, wären dazu angetan gewesen, sich über die Gefahren oder vielleicht sogar die wirkliche Motivation seines Handelns bewusst zu werden. Leute wie Baxter hätten ihn sicherlich auf einige PKWs aufmerksam machen können, die ständig in der Nähe seiner Wohnung parkten. Dann hätte er sich vielleicht Gedanken über den Inhalt der Kofferräume machen können, in denen womöglich hochtechnologische Fernabhörgeräte ihren Platz fanden, die selbst das Krabbeln einer Motte durch dickste Wände hindurch gezielt aufzeichneten. Dass Geheimdienste durchaus in der Lage waren, die Wellen, die ein Computermonitor aussendet, über weite Entfernungen einzufangen, um sie wieder in ein Bild umzuwandeln, davon hatte Fabian gehört. Jemand wie Baxter hätte ihm nahe bringen können, dass vielleicht gerade ein solches Gerät sein Monitorbild überwachte.

Bei der Suchmaschine Yahoo gab es unter dem Begriff TFA-FAQ nur einen einzigen Treffer. Es war eine israelische Website in englischer Sprache mit verwirrend vielen Unterverzeichnissen. Den Informationen zufolge war diese erst vor kurzem wieder online gegangen. Auf der Website gelangte man erst nach mehreren Barrieren zum ei-

gentlichen Download-File. Jeder Klick auf einen Link öffnete zwei oder drei neue Browserfenster, die sich beim Schließen automatisch wieder öffneten, wie auf einer unseriösen Werbe-Website. Der Download dauerte aufgrund der schlechten Verbindung zum Server mehr als eine Stunde, die Fabian damit verbrachte, aufgeregt im Zimmer auf und ab zu gehen.

Als er die Datei auf seinem Rechner installierte und den Ordner mit dein Namen TFA öffnete, fand er neben einer ausführlichen Anleitung und dem eigentlichen Programm eine Liste mit dreißig Zugangsnummern zu verschiedenen Universitäten. Laut Anleitung konnte man das Programm von jeder der angegebenen Universitäten aus starten. Die Anleitung beschrieb jeden notwendigen Schritt für eine erfolgreiche Attacke. Es war kinderleicht, das Script auf einem Server zu installieren und zu starten. Die ganze Sache machte Fabian ein wenig stutzig. Schließlich hätte damit jeder, der diese Seite aufrief, solche Versuche ausführen können. Fabian schüttelte den Kopf. Ein so geniales und simples Script hätte längst die Runde machen müssen und alle angegebenen Daten wären somit wieder ungültig geworden.

Er versuchte es trotzdem und überprüfte vorerst nur die Zugangsdaten der Universitäten. Seine Entdeckung war verblüffend. Nicht allein, dass alle Zugangsdaten gültig waren, die Zugänge erlaubten ihm sogar die Änderung des Passworts. Mit den von ihm geänderten Passwörtern waren es nun dreißig Zugangsnummern, auf die nur noch er Zugriff hatte. Die Universitäten lagen zu seinem Erstaunen in verschiedenen Ländern. Afrika, USA, England, Deutschland, Japan, Finnland, Australien und so weiter. Worauf Fabian da gestoßen war, war der Traum eines jeden Hackers.

Als er Tobi anrief, um ihm von seiner Entdeckung zu erzählen, war dieser gerade mit etwas anderem beschäftigt und schien sich nicht allzu sehr dafür zu interessieren. Fabian fragte ihn, woher er die Information habe, und Tobt erzählte etwas von einem Forum, in dem man sich größtenteils über die Möglichkeiten der Dekodierung von Pay-TV-Sendern unterhielt. Damit wechselte er auch schon das

Thema und erzählte Fabian fröhlich, wie einfach es sei, mit dem nötigen technischen Kram japanische Programme unverschlüsselt zu empfangen. Auf Fabians Frage, ob er sich überhaupt näher mit TFA beschäftigt habe, entgegnete er nur knapp »Nö!« Dann kam er wieder auf japanische Zeichentrickfilme zu sprechen. Fabian hätte ihm vom anstehenden Weltuntergang berichten können und Tobi hätte nach einer flüchtigen Bemerkung das Thema gewechselt.

»Das war dumm. Ich habe die Folgen nicht voraussehen können«, gebe ich ehrlich zu.
»Warum haben Sie es dann getan, wenn Sie sich keinen Erfolg davon versprochen haben?« Dieses Gegenargument war vorauszusehen.
»Schwer zu sagen. Ich war aufgeregt und unter Spannung. Ich glaube, ich habe gar nicht richtig wahrgenommen, was ich da tat.«
Ich gestehe mir selbst ein, dass das alles recht albern und unglaubwürdig klingt. Zu meiner Überraschung ist der Staatsanwalt ganz anderer Meinung und benutzt meine Worte, um sein Bild von mir zu vervollständigen.
»Sie waren also in einer Art unhaltbarem Zustand. Eine Art Sucht, von der Sie sich nicht mehr losreißen konnten«, sagt er verständnisvoll. »Wissen Sie«, fährt er fort, »vielleicht sollte man Ihnen mal andere Aufgaben zuteilen, damit Sie nicht auf so dumme Gedanken kommen. Können Sie sich vorstellen, auch mal konstruktiv mit Ihrem Wissen umzugehen? Was meinen Sie?«
Ich zucke mit den achseln.

Fabian las die TFA-Anleitung gerade ein drittes Mal, als das Telefon klingelte. Er nahm den Hörer ab. Es war Tobi. Er rief Fabian sehr selten an.
»Hör, mal ...«, fing er an, das Scanner-Programm, das du mir gegeben hast, ist nur eine Demoversion,
»Du musst die Seriennummer eingeben, dann wird sie zu Vollversion«, sagte Fabian.

Ein »Hm« kroch durch den Hörer. Im Hintergrund war das Zischen des CD-Laufwerks zu hören. »Ich kann da nichts finden.«
»Sorry, ich muss vergessen haben, es auf die CD zu brennen.« Fabian kramte auf seiner Festplane. »Übrigens, dieses TFA. von denn ich dir erzählt habe, ist unglaublich«, sagte er dann. »Man kann kompletten IP-Adressen Datenmüll zusenden. Man könnte zum Beispiel einen ganzen Provider damit lahm legen«
»Nun, die meisten Backbone-Server können gewöhnlich solchen Datenmüll leicht schlucken. Ich denke, damit kannst du höchstens ein paar kleine Anwender ärgern«, sagte Tobi wieder einmal in beiläufigem Tonfall.
»Doch«, sagte Fabian überzeugt. »Ich gebe dir das Ding mal, schau es dir an. «
»Ich könnte mir höchstens vorstellen, dass man so etwas von mehreren Quellen gleichzeitig startet. So würde ich das jedenfalls machen.« Durch das Telefon konnte man deutlich hören, dass Tobi mit etwas anderem beschäftigt war, während er sprach. »Wenn man wirklich jemandem schaden möchte, dann den großen Anbietern wie Yahoo, eBay oder ähnlichen. Die trifft es härter, nehme ich an. «
»Soll ich dir das Programm mal gehen?«, versuchte Fabian ihn zu überzeugen.
»Nee, lass mal. Ich habe keine Zeit für sowas. Am Samstag haben wir Rollenspielabend, deshalb möchte ich ein paar Grafiken scannen, wenn ich heute überhaupt noch dazu komme.«
Tobis müde Reaktion wunderte Fabian nicht. Er hatte weder mit Hackern noch mit Tools wie TFA zu tun. Sein ohnehin schon mäßiges Interesse an diesem Thema war nur theoretisch. Er hatte anscheinend keine wirkliche Vorstellung davon, wie das Programm funktionierte und was es anrichten konnte.
Fabian fand nun endlich die Seriennummer auf seiner Festplatte und gab sie durch. Dankend beendete Tobi das Gespräch. Was Tobi wirklich beschäftigte, davon hatte Fabian keine Ahnung. Er dachte auch nicht darüber nach. Falls Tobi sich Gedanken über die Probleme der Geheimdienste machte, wäre es Fabian weder an diesem noch an ei-

nem anderen Tag aufgefallen. Es war mittlerweile Tatsache, dass Geheimdienste völlig legal sämtliche Kommunikationsleitungen abhörten und problemlos Geheimcodes knacken konnten. Doch ein weiteres Problem, das im Laufe der Zeit zutage gekommen war, war selbst für die Geheimdienste nicht vorauszusehen gewesen: die Anonymität im Internet. Zwar sprachen Themen wie Jugendschutz für ein kontrollierbares Internet, dennoch fehlte ein grundlegender Baustein, um die Öffentlichkeit von der Notwendigkeit einer vollstaatlichen Kontrolle zu überzeugen. Um anonyme Hackerattacken auf die computerisierte Infrastruktur zu verhindern, hatte Bill Clinton im Jahre 1998 umgerechnet 2,3 Milliarden US-Dollar vom Haushaltsbudget zur Verfügung gestellt. Um diese Ausgaben zu rechtfertigen, wäre nichts überzeugender gewesen als der Angriff eines Hackers. »Scan du mal deine Rollenspielhildchen und guck Mangas«, flüsterte Fabian hämisch vor sich hin. Tobis Trägheit spornte ihn nur noch mehr an, seine Ideen in die Tat umzusetzen. Yahoo, eBay, Amazon, Hotmail und Lycos würden vor ihm in die Knie gehen.
Er würde sie alle zerstören. Er steckte nun all seine Energie in dieses Vorhaben hinein. Er würde die Attacke von dreißig Quellen gleichzeitig starten. Das war eine gewaltige Idee. »Meine Idee«, dachte Fabian und hob seine Faust in Siegerpose.

»Als ich mitbekam, dass der Junge, mit dem ich vor kurzem noch zu einer außergerichtlichen Einigung gekommen war, später zu einem Privatsender lief und sich über meine angeblich harten Maßnahmen beschwerte, hörte bei mir der Spaß auf«, erzählt der Staatsanwalt in einem Ton, als würde er die Geschichte gerade seinem Kollegen bei einem Glas Bier erzählen.
»Was haben Sie gemacht?«, frage ich zögerlich und in der Ungewissheit, ob ich auf den Exkurs eingehen soll.
»Nun, ich habe ihn hergerufen und gesagt, dass ich Besseres zu tun hätte, als Telefonate von Sensationsjägern zu beantworten.«
»Das verstehe ich«

»Sie müssen sich das mal vorstellen. Ich habe vorgeschlagen, er solle sich bei der Dame, der durch Gewaltandrohung einen gewaltigen Schrecken eingejagt hatte, höflichst entschuldigen und ihr einen Dienst erweisen. Die Dame war schon über siebzig. Er sollte für sie einkaufen und vielleicht auch mal die Wohnung saubermachen, mehr nicht. Mit dem Einverständnis der Dame selbstverständlich.«
»Das wollte er nicht?«, antworte ich mit einer Verwunderung, um auch gleichzeitig zu signalisieren, dass zumindest ich zu derartigen Kompromissen bereit wäre. Ich würde mich bei allen entschuldigen und hier und da anfallende Arbeiten erledigen. Falls es die Möglichkeit eines Kompromisses in meinem Fall überhaupt gab. »Was ist dann passiert?«, frage ich.
»Nun, er hatte sich entschuldigt, und die Dame war bereit, die Entschuldigung zu akzeptieren. Aber diese Pressegeschichten ziehen bei mir nicht. Wenn jemand glaubt, er müsse sich woanders ausheulen, dann kann ich auch durchladen und schießen.« Der Staatsanwalt macht eine kurze Pause. »Nun, er hat das eingesehen und ich habe keine Anklage erhoben.«
Jetzt schaut er mir zum ersten Mal direkt in die Augen, und ich habe das Gefühl, dass sich in dieser ernsten Miene eine Art Lächeln versteckt.

Es war um drei Uhr mittags, als Fabian von Bitsocom zurück kam und seinen CD-Brenner in der Hand hielt, den er nun zum vierten Mal wegen eines Defekts umtauschen wollte. »Das Ding wird auch zum fünften und sechsten Mal kaputtgehen« hatte Fabian dem Verkäufer gesagt. »Das ist Müllware«, »Vielleicht liegt es daran, dass Sie ihre Software nicht richtig benutzen«, bemerkte der Filialleiter und guckte ihn fragend an. Fabian ärgerte sich. Für ihn war klar, dass dort keiner die leiseste Ahnung von Hardware hatte. Jeder hielt sich für ein Computergenie, und doch konnten sie wahrscheinlich nicht mal ihren Videorecorder richtig bedienen. Die Website von Bitsocom war somit das optimale Ziel für seine erste Attacke. Gestern noch vollig übermüdet vom Studium der TFA-Anleitung, gab diese Bitso-

com-Geschichte Fabian neue Kraft, um nun die praktische Wirkung des Scripts zu erproben.
TFA war ein Server-Script und arbeitete nach einfachen Kriterien. Einmal auf Drittserver installiert, war es aktiviert und wartete auf Befehle des Masters. Der Master war jeweils derjenige, der das Script installiert hatte und sich TFA mit einem Passwort zu erkennen gab. TFA konnte mittels einer Fernabfrage aus einem anderen Ort im Internet gesteuert werden. So war es beispielsweise möglich, dem in den USA installierten TFA-Script aus Deutschland den Befehl zu geben, in Australien einen bestimmten Provider zu attackieren. Stunden verflogen für Fabian wie Minuten. Es kam ihm vor, als habe er nicht länger als eine Viertelstunde gebraucht, um mit Hilfe der Anleitung in allen ihm zur Verfügung stehenden dreißig Universitäten TFA zu installieren. Dreißig Server und dreißig mal TFA. Alles, was er jetzt noch zu tun brauchte, war innerhalb kurzer Zeit allen dreißig TFAs den Befehl zu schicken, die Attacke auf die Bitsocom-Website zu starten. Während er den Abschussbefehl zusammenbastelte, merkte er, wie sein Herz zu pochen begann. Angespannt wartete er auf den Moment, in dem er den Befehl versenden würde.
Er hatte sich überlegt, dass zwei Uhr morgens günstig wäre, da zu dieser Zeit niemand eine Attacke erwarten würde. Im Grunde wagte er nicht zu hoffen, dass er Erfolg haben könnte. »Die Provider werden den Datenmüll einfach schlucken«, hatte Tobi prophezeit. So, als ob eine Ameise einem Löwen ans Bein pinkelt. »Das funktioniert bestimmt nicht«, hörte er Tinman in Gedanken zu ihm sagen. »Lass uns ein eigenes Script programmieren, irgendwann, irgendwo, irgendwie.« Idioten, dachte Fabian, alles nutzloses Gerede.
Zwei Uhr und keine Minute später. Alles war vorbereitet. Es wird bestimmt nicht funktionieren, sagte sich Fabian in der Hoffnung, es funktioniere doch. Er gab den Befehl ein, zum Versenden des Befehls. Nur wenige Minuten später war die Website von Bitsocom nicht mehr aufrufbar. Große innere Zufriedenheit wich schnell der totalen Euphorie. »Ja, ja, ja!«, schrie er in die Nacht. »Es hat funktioniert, ich habe es geschafft!«

Der Staatsanwalt hört aufmerksam zu. »Das müssen ungeheure Datenmengen gewesen sein«, sagt er schließlich. »Mehr als ein Gigabyte pro Sekunde. Ich wusste nicht, dass das geht«, erwidere ich.
»Das war nicht sehr konstruktiv, aber schon irgendwie respektabel«, sagt der Staatsanwalt und nickt mit zusammengepressten Lippen. Dann reibt er sich mit dem Finger über die Nase. Er lächelt, so als würde er sich gerade das Gesicht der millionenschweren Firmenbosse vorstellen, die von einem einzigen Hacker bloßgestellt wurden. Ich lächle ebenfalls, vielleicht ein wenig zu deutlich. »Nun, lustig finde ich das nicht«, sagt der Staatsanwalt, und über sein Gesicht ziehen sich gleich wieder Sorgenfalten. »Der Spaßeffekt ist die eine Sache. Sie aber haben Millionenschaden angerichtet. Diese Internetunternehmen garantieren Arbeitsplätze, die Sie gefährden. Ihren Spaß müssen andere bitter ausbaden.«
Ich schaue ihn bedrückt an. Den Ersatz von Millionenschaden kann ich nicht bezahlen. Auch die Arbeitsplätze kann ich nicht garantieren. »Wie naiv ich gewesen sein muss, mich darauf einzulassen. Heute ist Rollenspielabend bei Tobi, zu dem ich auch eingeladen bin. Tinman programmiert womöglich vergnügt an seinem Script, das nie fertig wird. Und ich sitze hier bei der Staatsanwaltschaft und muss mich wegen ziemlich viel Geld und Arbeitsplätzen verantworten. Ich habe noch nie eine Tat derart bereut wie diese. Dumme Gedanken hat jeder, nur ich Trottel musste sie umsetzen. Ich bin der Verlierer, der Versager, der Idiot, denke ich.

Zwei Uhr und fünfzehn Minuten. Fabian wurde plötzlich etwas klar. Am nächsten Morgen würden sämtliche Administratoren die Ursache bei Bitsocom diagnostizieren und die Zugänge, die er sich bei den dreißig Universitäten mühevoll angeeignet hatte, durch Beschwerden sperren lassen. Kleine Aufregung bei Bitsocom, und die TFA-Quellen würden gelöscht werden. Nach einigen Wochen hätten es alle dann auch schon wieder vergessen. Fabian musste sofort eine zweite Attacke starten, denn am nächsten Tag konnte schon alles vorbei sein. Während er den TFAs weitere Befehle zusandte, spürte er, wie eine Adrenalinfontäne durch seinen Körper schoss. Seine Aufregung stieg, bis es kaum noch auszuhalten war. Yahoo, Amazon, CNN, eBay, er tippte eine renommierte Adresse nach der anderen ein. Sein Herz pochte. Die TFAs verrichteten unermüdlich ihre Arbeit. Sie sendeten jeden Datenmüll, den sie auftreiben konnten, an diese Anbieter weiter.

Doch es geschah nichts. Selbst um vier Uhr morgens konnte Fabian bei keinem anderen Provider außer Bitsocom irgendeine Veränderung feststellen. Wahrscheinlich war Bitsocoms Website durch einen dummen Zufall zusammengebrochen. Womöglich war nicht einmal Fabian der Grund dafür. Er fühlte, wie sein Magen knurrte und die Müdigkeit Oberhand gewann. Er machte seinen Rechner aus und genoss die nächtliche Ruhe, die nun seinen Raum beherrschte. Was auch immer er getan hatte, nun war er offline, der Computer war ausgeschaltet. Da stand sein Bett, und es war genauso real wie seine Müdigkeit. Er schmiss seine Klamotten auf die Tastatur und legte sich schlafen.

In seinem Traum fand sich Fabian auf der Toilette des Usertreffens wieder. Er versuchte verzweifelt sein Geschäft zu verrichten. Um die Zeit sinnvoll zu nutzen, dachte er über Baxters Verschwörungstheorien nach. Entlastet, erleichtert und voller neuer Ideen setzte er sich dann wieder zu Baxter. »Ich werde von Geheimdiensten verfolgte, sagte Fabian. »Tobi hat mich dazu angestiftet TFA zu benutzen, um damit eine Hackerattacke zu starten. Und jetzt bin ich der Sünden-

bock. So wie damals der Mörder von Kennedy, wie hieß der doch gleich?«
»Marcel Marceau«, sagte Tobi, der plötzlich neben ihm stand und dann zur Toilette ging.
»Jetzt haben sie auch noch eine Stuhlprobe von mir«, entfuhr es Fabian panisch.
Baxter schüttelte den Kopf. »Fabian ...«, sagte er, »... hast du etwa deinen ganzen Verstand in dieser Stuhlprobe gelassen? Bleib auf dem Boden der Realität.«
»Auf dein Boden der Realität bleiben«, wiederholte Fabian. Alle User im Café lachten.
Schweißgebadet wachte er auf. Draußen vor der Haustür hatte irgendjemand unmittelbar neben seinem Auto geparkt und erschwerte ihm den Einstieg. Er fuhr stadteinwärts, als er das Radio einschaltete: »Die Internetfirmen Yahoo, Amazon und eBay haben gestern Nacht den größten Anschlag der Computergeschichte erlebt«, sagte der Radiosprecher mit ruhiger Stimme. Es war das Thema des Tages. Schockiert, mit weit geöffnetem Mund, hielt Fabian am Straßenrand an.

»Wir treffen uns in zwei Wochen wieder. Bis dahin werde ich sehen, wie wir uns am besten einigen«, sagt der Staatsanwalt und reicht mir die Hand.
Ich entschließe mich zu Fuß nach Hause zu gehen, um meine Gedanken zu sortieren. Als ich an einem Zeitschriftenladen vorbeikomme, muss ich an die Schlagzeilen der vergangenen Wochen denken. Laut Expertenanalysen waren die Email-Attacken von über vierhundert Servern gestartet worden. Die Experten täuschen sich, denke ich, und versuche diese Analysen zu ignorieren. Dass hinter meiner Serverattacke in Wirklichkeit noch jemand anderes stecken soll, ist genauso absurd wie der Traum vom Usertreffen. Dass Tobi etwas mit der Sache zu tun haben könnte, erscheint mir völlig unsinnig. Ich schaue mich um. Hinter mir liegt das Justizzentrum, vor mir die Bahnhaltestelle. Weit und breit ist niemand zu sehen. Niemand

beobachtet mich. »Sollte ich wirklich an so etwas glauben, wäre das wieder nichts anderes als verdrehtes Schuldbewusstsein«, denke ich kopfschüttelnd und gehe nach Hause.

BUSTER

WIE JEDES JAHR WAR ICH ZUR COMPUTERMESSE NACH KÖLN GEKOMMEN, UM ALTE FREUNDE AUS DER SZENE ZU TREFFEN. ICH WANDERTE DURCH DIE MESSEHALLEN UND HIELT AUSSCHAU NACH BEKANNTEN GESICHTERN. FRÜHER HATTE MICH DABEI IMMER

eine gewisse Vorfreude begleitet, diesmal war es anders. Ich war unzufrieden mit mir selbst. In letzter Zeit hatte ich ein paar herbe Enttäuschungen wegstecken müssen und begann allmählich dem ewigen Vorwurf meiner Eltern, dass ich mir mein Leben durch den Computer versauen würde, Glauben zu schenken. Aufgrund meiner Computersucht, der ich mir mittlerweile selbst bewusst war, und den daraus resultierenden schwachen Leistungen an der Uni, waren meine Zukunftsperspektiven alles andere als rosig. An einen Abschluss meines Informatikstudiums war nicht zu denken. Irgendwie verachtete ich die Szene. Ich machte sie insgeheim mitverantwortlich dafür, dass ich nicht vorwärts kam. Ein Streit mit meinem besten Freund Florian, mit dem ich meinen Fanatismus für Computer teilte, machte die Situation nicht eben einfacher. Ich wusste nicht einmal mehr, wer diesen Streit vom Zaun gebrochen hatte. Wir hatten uns gegenseitig vorgeworfen, nichtsauf die Beine gestellt zu bekommen. Anscheinend war das für uns beide ein wunder Punkt. Zwar machte mich meine langjährige Zugehörigkeit zur Szene zu einem Teil der sogenannten »Elite«, aber Florian meinte, ich solle mir deswegen bloß nichts vormachen. Ständig musste ich mir auch von anderen anhören, dass die Erfahrung, die ich im Laufe der vielen Jahre in der Szene gesammelt hatte, in der freien Marktwirtschaft gegen ein abgeschlossenes Informatikstudium nur wenig wog. Sämtliche Versu-

che, mit unterschiedlichen Szenemitgliedern eine Computerfirma zu gründen, blieben schon im Ansatz stecken. Ich konnte tun und lassen, was ich wollte, irgendwie kam ich auf keinen grünen Zweig.
Das Seminar von Günni, einem bekannten Rechtsanwalt in Sachen Computerrecht, der immer wieder durch seine umstrittenen Methoden für Schlagzeilen sorgte, sollte um 16:00 Uhr in einem Seminarraum am Rande der Messe stattfinden. Obwohl ich zwanzig Minuten früher eintraf, waren bereits alle zweihundert Plätze fast ausschließlich von Scenern besetzt. Viele Szenemitglieder hatten schon einmal Ärger mit dem Gesetz und damit auch mit Günni gehabt. Trotzdem konnte ihn keiner von uns so richtig hassen. Ich wusste nicht recht, woraus diese Hassliebe resultierte. Vielleicht lag es an seiner freundlichen und scheinbar hilfsbereiten Art. Zwar war das für mich nicht nachvollziehbar, aber von einer gewissen Faszination konnte auch ich mich nicht ganz freisprechen.
Aufgrund des hohen Lärmpegels hätte man meinen können, der aus allen Nähten platzende Raum wäre von einer Horde aufgebrachter Demonstranten besetzt worden. Man konnte das Grölen und Brüllen durch alle Ausstellungshallen der Computermesse hören. Ein paar Szenemitglieder hatten sich barfuß oder in zerfetzten Klamotten unter grimmig schauende Geschäftsleute und seriöse Journalisten gemischt. Andere trugen Gesichtsbemalungen, Gas- oder Totenkopfmasken und besudelten ihre ohnehin schon verdreckten T-Shirts zusätzlich mit Dosenbier. Früher hatte ich für dieses computeranarchistische Verhalten Sympathie empfunden. Mittlerweile erschien es mir nur noch albern und pubertär. »Versager«, dachte ich mir und zählte mich insgeheim selbst dazu. Ich zwängte mich durch die nach Alkohol und Schweiß stinkende Menge und fand den Sitzplatz, der von Mitgliedern meiner Gruppe für mich freigehalten worden war. Die Sicht ließ ein wenig zu wünschen übrig. Ein zwei Meter großer Taugenichts saß mit einem piepsenden Gerät in der Hand genau vor mir. Auf dem Gerät klebte das Siegel der deutschen Post, über das er irgendetwas mit Filzstift gemalt hatte. Als ich auf das untalentierte

Gekritzel deutete und fragte, was das darstellen solle, antwortete er prompt:
»Bluebox! Das Gehäuse habe ich mal einem Typen auf einer Party abgekauft. Das Ding stammt wohl aus den ersten Phreaker-Zeiten. Ich hab es nachträglich mit einem C64-Soundchip aufgerüstet und selbst layoutet. Das Ding hat über hundert Standard-Frequenzen gespeichert. Damit kannst du fast alle analogen Lines braken, die keine Filter haben. Du kannst auch selbst die Frequenzen composen und abspeichern.«
Müde lächelnd zog ich die Augenbrauen hoch. Anscheinend hatte der völlig verblödete Phreaker meine Frage falsch verstanden. »Ich meine das da!«, wiederholte ich, mit beiden Zeigefingern auf das Gekritzel deutend.
»Totenkopf«, murmelte er.
»Klasse!«, nickte ich. Ein Picasso war nun wirklich nicht an ihm verloren gegangen, doch das brauchte ihn nicht weiter zu beunruhigen. Sein Talent lag wohl eher auf anderen Gebieten als der bildenden Kunst. Mit einem hastigen »Es geht los!« wandte er sich von mir ab. Es kam mir vor, als hätte sich der Lärmpegel von einem Moment zum nächsten verdoppelt. Günni harte sich an das Rednerpult begeben. Er begrüßte sein Publikum und begann sofort irgendwelche Geschichten zu erzählen. Er liebte es, im Mittelpunkt zu stehen. Die Menge, die ihn umzingelt hatte, entsprach anscheinend genau seinen Vorstellungen von Publicity. Ich redete mir ein, mich nicht dafür zu interessieren. Er erzählte stolz, wie er eine private Board namens »Rainbow BBS« aufgrund einer Namensverwechslung mit einer gleichnamigen Softwarefirma erfolgreich abmahnen konnte. Jedes Jahr dieselben Geschichten. Allmählich begann mich die Begeisterung der Leute für ihn anzukotzen. Seine Ausführungen wurden bei jedem zweiten Satz von lautem Gelächter begleitet. Zusammengeknüllte Werbebroschüren, CDs und Merchandising-Artikel flogen als Ersatz für faule Tomaten durch den Seminarraum. Zwar trafen sie nicht unbedingt immer die Person, der sie galten, dafür prasselten sie dem einen oder anderen Journalisten in kurzen Intervallen auf

den Kopf. Günnis versteinertes Grinsen verschwand nicht für eine Sekunde aus seinem Gesicht. Er erzählte und erzählte. Er hätte wahrscheinlich auch noch weitererzählt, wenn direkt neben seinem Rednerpult eine Bombe explodiert wäre. Als er den Namen »Kimble« erwähnte, ging ein lautes Raunen durch den Saal. Die Szene warf Kimble vor, sie verraten zu haben. Nachdem die Polizei ihn erwischt hatte, hatte er Namen und Adressen verschiedener Szenemitglieder in hohen Positionen preisgegeben, um seinen Kopf aus der Schlinge zu ziehen. »Gut gelöst«, dachte ich und war mir sicher, dass ich in einem solchen Fall genauso gehandelt hätte. Im Gegensatz zu den Computeranarchisten um mich herum hatte dieser fette Kimble immerhin genug auf seinem Konto, um jeden, der ihm Verrat vorwarf, auszulachen. Letzten Endes dreht es sich sowieso nur ums Geld.
Nach Günnis Rede stürmte eine Meute von Szenemitgliedern auf ihn zu und bombardierte ihn mit Fragen und Aufklebern ihrer Groups. Irgendein Typ schaffte es, in dem Chaos unbemerkt Günnis Rücken mit einem Edding zu bepinseln. Die Menge war entfesselt. Für einen kurzen Moment blickte mich Günni mit einem freundlichen Lächeln an. Er kannte mich, so wie er nahezu jedes Szenemitglied kannte. Ich war mir jedoch nicht sicher, warum er sich gerade mein Gesicht eingeprägt hatte. Bestimmt nicht weil er wusste, dass ich illegal agierte, denn das taten die meisten von uns. Es musste etwas anderes sein. Unterschriften auf Mousepads, CDs, Gesichter und selbst auf fette Bierbäuche verteilend, kämpfte er sich, noch immer grinsend, den Weg frei. Mit einer halben Stunde Verspätung überließ er dem nächsten Redner das völlig zugemüllte Pult. Ich gab mir einen Ruck und schnappte mir auch ein Stück von Günni: seine Visitenkarte.

Als ich den Computer ausschaltete, holte mich meine innere Unruhe wieder ein. Ich schaute auf die Uhr und sah, dass ich eigentlich schon vor Stunden den Ausschalter des Rechners hätte finden sollen. Meine Leistungen im Studium litten mehr denn je unter meiner Sucht. Dennoch verspürte ich keinerlei Lust, das Defizit aufzuholen. Ganz andere Dinge dominierten meine Gedanken. In einer knappen halben Stunde würde meine Vorlesung beginnen. Trotzdem entschied ich, mich nicht darum zu kümmern, und blickte übermüdet in meinem Zimmer umher. Die Wäsche stapelte sich seit Wochen auf der Kommode. Bücher und Computerteile lagen kreuz und quer auf dem Boden verstreut und bildeten nicht ungefährliche Stolperfallen. Neben dem bekannten Aufkleber »Don't spread illegal copies, Günni is watching you« dem ich einen Ehrenplatz an meiner Wand vermacht hatte, war nun auch die Visitenkarte des Anwalts angebracht. Ich versuchte mir ein klareres Bild von dem Menschen zu machen, der eigentlich mein Feind war und trotzdem solch eine faszinierende Ausstrahlung hatte. Ich musste an einige Freunde denken, die in ihrem Leben nichts anderes kannten, als die Szene. So wie ich bis vor kurzem. Mit vielen von ihnen hatte ich mich in letzter Zeit hoffnungslos zerstritten. Mir wurde immer klarer, dass ich trotz der endlos langen Zeit in der Szene keinen Platz mehr in ihr hatte. Ich durfte nicht auch so enden, redete ich mir ein.
Ich griff zum Telefon und wählte die Nummer des Anwalts. Eine Sekretärin nahm an und fragte mich nach der Aktennummer. Als ich ihr und auch mir selbst zu erklären versuchte, aus welchem Grund ich anrief, wurde ich sofort mit Günni verbunden. Schon vor der Messe hatte ich sein Interesse an meiner Person bemerkt. Auch auf Parties und anderen Veranstaltungen hatte er mich mit diesem vertrauten Blick angelächelt. Was dieser Blick zu bedeuten hatte, sollte sich in den nächsten Sekunden herausstellen.

»Guten Tag«, sagte ich. »Um gleich auf den Punkt zu kommen, Ich wollte Sie fragen, ob Sie an Nummern von gewissen Boards interessiert sind.

Meine Gelassenheit erschreckte mich. Immerhin hatte ich allein schon mir diesem Anruf den Szenecodex gebrochen. Günni atmete kurz, fast schon asthmatisch ein und aus. »Ja! «, gab er trocken von sich.

Meine Coolness verwandelte sich in Sprachlosigkeit. Eine so direkte und deutliche Antwort hatte ich nicht erwartet. Mein Zögern weitete sich zu einer peinlichen Pause aus, »Flucht nach vorn«, schoss es mir durch den Kopf.

»Nun, ich habe hier einige Nummern. Sie wissen schon. Gewisse Boards und Boards, die Warez anbieten.«

»Über Beträge kann ich mit Ihnen natürlich nicht jetzt am Telefon reden«, unterbrach er mich. Er harte derartige Gespräche schon zu oft geführt, als sich in unnötiges Geschwätz verwickeln zu lassen. Er fuhr fort: »Das müssten wir schon persönlich regeln. Das beste wäre, natürlich nur wenn es Ihnen nichts ausmacht, wir treffen uns in einem Café. Ich bin oft unterwegs und komme viel herum. Darf ich fragen, woher Sie anrufen?«

»Hamburg!«

»Also ich hin in den nächsten Wochen wieder in Hamburg, da komme ich oft vorbei, dann könnten wir uns kurz treffen. Kennen Sie ein gutes Café?«

Ich erklärte ihm, dass dies etwas schwierig sei: Immerhin kannte man mich in der Stadt. Nicht auszudenken, wenn mich ein Szenemitglied mit ihm in einem Lokal bei einem Bier sitzen sehen würde.

Günni lachte kurz auf und sagte: »Das verstehe ich natürlich. Also, da ich erst in zwei Wochen wieder in Hamburg bin, schlage ich vor, dass Sie bis dahin schauen, wo man sich treffen könnte, und rufen mich dann wieder an. Was glauben Sie, wie viele Boards Sie haben?«

Ich überschlug die Zahl im Kopf, meine Finger reichten nicht aus.

»Ich habe einige. Ich könnte Ihnen, sagen wir, zwanzig Boards nennen, die randvoll mit Warez sind, ich bin schon lange in der Szene und kenne mich bestens aus.«
»Das glaube ich Ihnen«, erwiderte er und fuhr fort: »Also in zwei Wochen können wir uns treffen. Ich schlage vor, Sie rufen mich bis dahin wegen des Treffpunktes an. Gut wäre es, wenn Sie ein Capture von einigen Boards mitbringen könnten.«
Ich willigte ein. Günni gab mir noch die Nummer seines Mobiltelefons und hängte mit einem knappen »Danke« ein. Das Gespräch hatte nicht länger als zwei Minuten gedauert. Dass er mir sogar seine Mobilnummer anvertraute, wusste ich nicht einzuordnen. Ich wusste nicht, ob es Vertrauen, Instinkt oder Routine war.

MAN SIEHT SICH

Nur wenige Meter vor mir befand sich eine große Standuhr, die jede Minute ein deutlich hörbares Klicken von sich gab. Darauf starrend wartete ich ungeduldig auf das Erscheinen des Anwalts in dem vereinbarten Bistro. Bei der Überlegung, welcher Ort sich als Treffpunkt eignen könnte, war ich in Hamburg von einem Café zum nächsten geirrt, bis ich dieses kleine abgelegene Bistro gefunden hatte, das mir für ein Treffen sicher genug erschien. Ich konnte es noch nicht so recht fassen. Jeden Augenblick sollte Günni zur Tür hereinmarschiert kommen, und ich würde einen Pakt mir dem Szenefeind Nummer Eins schließen. Aber es gab kein Zurück mehr. Vor mir auf dem Tisch lag mein dreißig Seiten schwerer Ausdruck, randvoll bepackt mit dem Capture eines Ami-Express-Boards. Die Tür ging auf und Günni kam mit seiner Aktentasche den langen schmalen Gang auf mich zu. Er hatte mich gleich erkannt. Er reichte mir kurz die Hand und setzte sich. Eine fürchterliche Aufregung überkam mich und hätte mich fast dazu getrieben, die Sache abzublasen. Ich versuchte sie mit aller Kraft zu unterdrücken. »Keine halben Sachen mehre, redete ich mir ein. Ein europaweit bekannter Staranwalt, dessen Ak-

tionen immer mit Schlagzeilen verbunden waren, saß nun vor mir - einem Computerkriminellen.
»Sie hätten mir ja sagen können, dass hier vorne eine Einbahnstraße ist. Ich musste um den ganzen Block herum und habe dann keinen Parkplatz gefunden.«
Nach unseren Telefonaten hätte ich nicht gedacht, dass Günni zu so etwas wie Small Talk fähig gewesen wäre. Meine Unsicherheit überspielend ging ich darauf ein.
»So kann es gehen«, sagte ich. »Also gut, ich habe die Ware, haben Sie das Geld?«
Günni zeigte ein müde amüsiertes Lächeln. Das Eis war nicht zu brechen. Ich räusperte mich und gab ihm das Capture, das er sehen wollte.
Er setzte seine Brille auf, schaute es sich an und blätterte darin herum. Es war nicht schwer zu erkennen, dass er nichts von dem, was darin stand, verstehen und lesen konnte. Wie es in Boards üblich ist, war alles in einer graffiti-ähnlichen Schrift geschrieben. Ich verstand zum ersten Mal den Schutz, den diese elitäre Gestaltung gewährte.
»Können Sie das überhaupt lesen?«, fragte ich überheblich.
»Ich konnte mal, aber die Zeiten sind vorbei«, sagte er und rückte seine Brille auf der Nase zurecht. »Es reicht ja auch, wenn es meine Testbesteller können.« Er blickte mich verheißungsvoll an. Anscheinend gefiel ihm das Capture.
»Ich habe noch mehr«, sagte ich und hielt ihm eine CD unter die Nase, auf der sich weitere Captures von Boards befanden.
»Mein Laptop ist im Wagen, ich hol ihn mal«, sagte er und ging hinaus.
Mit einem Laptop unter dem Arm, kam er nach kurzer Zeit wieder. Dann überprüfte er den Inhalt der CD akribisch. Er kam mir vor wie ein Drogendealer, der Kokain noch einmal auf Waschmittel hin überprüft, bevor er zum geschäftlichen Teil übergeht.
»Also gut«, sagte er dann endlich, »ich erkläre Ihnen, wie wir das machen. Es gibt eine bewährte Methode, die keine Probleme bereitet. Sie tragen sich in ein Board unter falschem Namen A ein. Dieser fal-

sche Name A empfiehlt dann einen anderen User B. Mit dem User B wird das Board dann gebustet. So bleiben Sie selbst völlig anonymn.«

Diese Geschichte mit A und B empfand ich als etwas umständlich. Es ging doch viel einfacher: Eintrag mit falschem Namen, Zugriff und fertig. Seine Erklärung machte den Eindruck, als sei das Busten von Boards nach einer streng formalen Vorgehensweise reglementiert und damit rechtens. Ich machte mir nicht viel aus dieser A-B-Geschichte. Die Hauptsache war, dass ich ihm die Zugänge zu den heiß begehrten Warez verschaffte.

»Wie stellen Sie sich das mit der Bezahlung vor?«, fragte er mich dann überraschend.

Ich grübelte. Ich hatte überhaupt keine Idee, was für eine Zahl ich ihm nennen sollte und rechnete mit mehreren Unbekannten vor mich hin. Gerüchten zur Folge bekamen Leute von Günni tausendfünfhundert Euro pro hochgegangenem Board. Ich war in mehr als zwanzig Boards eingetragen, in denen man Warez in Massen finden konnte. Das wären dreißigtausend Euro innerhalb nur weniger Stunden gewesen. Dieser Betrag konnte einfach nicht stimmen. Zweihundert Euro erschienen mir da doch schon viel realistischer. Ich entschloss mich mit meinen Forderungen nicht unter zweihundert Euro zu gehen. Dennoch wollte ich jetzt nicht zweihundert Euro vorschlagen und mir damit durch ein einfaches »Ja« mehr Geld entgehen lassen. Günni beobachtete mich bei meiner Herumdruckserei. Dann ergriff er schließlich die Initiative.

»Hundertfünfzig Euro pro Board«, gab er von sich.

Ich war platt. »Hundertfünfzig Euro nur?«, rief ich: »Nein, zweihundertfünfzig, nicht weniger!«

»Glauben Sie nicht, dass zweihundertfünfzig Euro etwas zu viel sind?«, antwortete er.

»Absolut nicht. Ich schätze die Arbeit, die ich hier machen soll, als gefährlich und anspruchsvoll ein, zudem weiß ich auch um meine Kompetenzen«, argumentierte ich.

»Das glaube ich Ihnen«, versuchte er mich zu beschwichtigen und sagte weiter: »Und ich bin auch völlig überzeugt, dass Sie gute Arbeit leisten werden.«
»Gut«, unterbrach ich, »dann werden Sie verstehen, dass meine Vorstellungen realistisch sind.«
Günni erklärte mir, dass er im Grunde nur hundert Euro oder sogar weniger an seine Testbesteller zahle. Ich wollte nicht lockerlassen und schlug ihm einen Kompromiss vor. Er schmetterte jedoch ab: »Da sehe ich keine Möglichkeit. Ich biete Ihnen hundertfünfzig Euro.«
»Der Preis ist nicht akzeptabel. Nennen Sie mir einen anderen«, stieß ich mit einem energischen Kopfschütteln hervor. Günni hob seine Hände zu einer abschließenden Geste: »Dann ist da nichts zu machen.«
Mit meiner Dreistigkeit hatte ich bislang meistens Erfolg gehabt. Doch bei Günni stieß ich auf Granit. Es blieb mir nichts anderes übrig als meinen Ton zu ändern und einzuwilligen.
«Gut», sagte er ungerührt, »wenn es Probleme oder Fragen geben sollte, rufen Sie an und wir treffen uns. Wir werden das Ganze vertraglich absichern. Sie sehen, alles hat hier seine Richtigkeit.« Ich fühlte mich dadurch nicht sonderlich beruhigt. Korrektheit hatte noch nie einen wirklichen Wert in meinem Leben gehabt.

ACCOUNTS, ACCOUNTS, ACCOUNTS

Nach weniger als drei Wochen bekam ich den Vertrag zugesandt. Daraus ging alles Nötige hervor, und der Tat stand nun nichts mehr im Weg. Ein weiterer Rechtsanwalt aus der Kanzlei, den alle Benni nannten, instruierte mich ausführlich und erklärte mir am Telefon, wie ich den Weg für eine reibungslosen Auszahlung meines Honorars ebnen sollte, indem ich ein Gewerbe gründete. Ich ging also ins Bezirksamt und meldete ein Gewerbe als Testbesteller an. Den Vertrag von Günni und seinem Partner Benni schickte ich unterschrieben zurück. Jetzt war ich also ein Buster.

Tag für Tag setzte ich mich mit einer völlig neuen Motivation vor den Computer. Das Modem war nicht mehr der Grund für die unbezahlbaren Telefonrechnungen, die mir monatlich ins Haus flaterten. Es verwandelte sich über Nacht in einen Goldesel. Meine Arbeit begann zunächst einmal damit, einige Elite Systeme auszuwählen, die ich als Stützpunkte meiner Aktivitäten missbrauchte. Dort etablierte ich mich als fleißiger Benutzer und schraubte meine Zugriffsansprüche in die Höhe. Die Betreiber dieser Systeme konnten sich glücklich schätzen, da ich ihre Boards als eine Art Hauptquartier und Basis benötigte und sie daher verschonte.

Um die Arbeit wirklich effizient zu gestalten, legte ich mehrere Ordner an und begann mich zu organisieren. Zunächst sammelte ich Mitgliederlisten von eingetragenen Benutzern illegaler Boards. Darüber hinaus erstellte ich für jedes wichtige Mitglied ein eigenes Profil mit seinen jeweiligen Zugangsberechtigungen und Aufgabenbereichen in der illegalen BBS-Szene. Dann trug ich mich unter ihrem Namen in Systeme ein, in denen sie nicht vertreten waren.

Der Computer entwickelte sich zu einer Art geheimen Winkel meines Gehirns: Ich programmierte eine komplexe Datenbank, die mir mit wenigen Handgriffen ermöglichte, Namen, Pseudonyme und Referenzen einzelner Softwarepiraten in Sekundenschnelle auf den Bildschirm zu rufen. Das war vor allem dann sehr nützlich, wenn man in ein Gespräch mit einem Systemoperator geriet und im Chat

plötzlich mit kritischen Fragen konfrontiert wurde. Fragte man mich beispielsweise, ob ich ein Szenemitglied namens »Slaver«, kenne, konnte ich spontan amworten, aus welchen Boards und Chats er mir ein Begriff war und in welchem Interessenaustausch ich mit ihm stand. So war es ein Leichtes, Referenzfragen zu meistern und damit das eindeutige und so wichtige Vertrauen des Systembetreibers zu gewinnen. Dieser konnte mich dann mit den nötigen Passwörtern und Zugriffen zu seinem und oft sogar auch zu anderen Systemen versorgen.

Meine Liste mit Zugangscodes zu illegalen Boards in meiner Umgebung wuchs von Tag zu lag. Jeden dieser Zugänge schickte ich zusammen mit einer Rechnung an die Kanzlei. Nach wenigen Monaten trug meine Arbeit Früchte. Ich hätte meine Uhr danach stellen können. Eine Board nach der anderen schloss ihre Pforten und musste sich vor dem Gesetz verantworten. Das Gerücht machte die Runde, dass ein Kollaborateur die Szene zu demontieren versuche und ein System nach der anderen an die Polizei verriet. Ein User nach dem anderen wurde verdächtigt. Doch die Szene tappte im Dunkeln. Niemand konnte wissen, dass ich die Ursache dieser Welle war.

Nach einigen Monaten kamen die ersten für ungültig erklärten Zugänge von der Kanzlei zurück. Die restlichen wurden bezahlt. In meinem Rausch bearbeitete ich systematisch ein System nach der anderen und bemerkte dabei langsam, dass das Uhrwerk Günni & Partner doch nicht so präzise tickte, wie ich gedacht hatte.

Viele Zugänge waren nach vier Wochen wieder ungültig geworden, weil sich das Systempasswort geändert hatte oder das Mitglied wegen Untätigkeit von den illegalen Systembetreibern aus den Systemen hinausgeschmissen wurde. Die zuständigen Sachbearbeiter der Kanzlei waren schlichtweg zu langsam, sodass nur bei jedem zweiten von mir aufgezeigtem System der illegale Vertrieb von rechtlich geschützter Software mit Erfolg nachgewiesen werden konnte. Mein Eifer konnte dadurch nicht gebremst werden, und ich machte in gewohnter Form weiter.

Ich träumte davon, jedes in Deutschland existierende System dem Erdboden gleichzumachen. Nach einigen Monaten schließlich, nachdem fast jede illegale BBS in Hamburg entweder von der Polizei belangt oder aus Angst selbstständig geschlossen worden war, entschied ich einen Schritt weiter zu gehen: Ich begann Ausschau nach Systemen außerhalb Hamburgs zu halten.
Ich nutzte jede Gelegenheit, um an Passwörter zu gelangen. Ich empfand sie mittlerweile als Platzhalter für Bargeld. Es reichte ein Wort - manchmal bestand es nur aus vier Buchstaben, und mein Konto füllte sich mit weiteren hundertfünfzig Euro. Natürlich ergaben sich für mich auch zufällige Möglichkeiten, an Passwörter zu gelangen. Als ich eines Tages mit Freunden und einem Kasten Bier bei einem bekannten Szenemitglied zu Besuch war, bot er mir seine Festplatte zum Verkauf an. Da sich die vielen selbst entwickelten Hackprogramme auf meinem Computer den spärlichen Platz mit den mittlerweile zu einem Telefonbuch angewachsenen Lebensläufen und Passwörtern teilen mussten, ging ich erfreut auf das Angebot ein.
Als ich die vom Vorbesitzer gelöschte Festplatte an meinen Rechner anschloss, kam mir spontan eine Idee. Ohne lange nachzudenken startete ich ein Programm, das gelöschte Dateien wiederherstellen konnte. Nach einigen Stunden harte ich eine ausführliche Liste mit allen Passwörtern meines »guten«, Freundes. Dieser Geistesblitz ermöglichte es mir, ein ganzes Paket mit über zehn Zugriffen an die Kanzlei zu schicken und gnadenlos abzukassieren.
Mittlerweile hatte ich jegliche moralische Bedenken über Bord geworfen. Ich brauchte mich schon lange nicht mehr damit zu beruhigen, dass ich nun wenigstens auf der vermeintlich richtigen Seite des Gesetzes stand. Ich verbannte einfach alles aus meinem Kopf, was mein Vorgehen hätte blockieren können. So war es durchaus keine Seltenheit, dass ich Szenemitgliedern einen Besuch abstattete, dann in einem unbemerkten Augenblick deren Festplatten durchforstete und mir die Zugänge auf auf einen Datenträger kopierte. Ich musste dabei natürlich schnell und vor allem hemmungslos sein, denn Angst, Unruhe oder moralische Bedenken hätten mich nur zu sehr

bei meinem Vorhaben behindert. Wenn jemand doch schneller als erwartet von der Toilette oder aus der Küche zurückkam, genügte nach einem Reset oft die billige Ausrede, der Computer sei abgestürzt und ich versuche ihn nun wieder hochzufahren. Szenepartys boten immer besonders viele Gelegenheiten, Zugänge zu Systemen zu ergattern. Ich setzte mich einfach an einen der vielen unbeaufsichtigten Rechner und durchkämmte sie, oft auch bei abgeschaltetem Monitor, damit es so aussah, als tippe ich bloß vor mich hin. Dazu musste ich nicht nur in der Lage sein, die nötigen Befehle blind in den Rechner einzugeben, sondern auch sämtliche Spuren, die ich hei diesen Aktionen unweigerlich hinterließ, innerhalb kürzester Zeit zu beseitigen.
Endlich konnte ich meine Fähigkeiten gewinnbringend ausnutzen. Zwar erschien ich nach außen hin immer noch als der vertrottelte Computerjunkie, aber ein Blick auf meinen Kontoauszug ließ mich diese Rolle genießen. Günni selbst rief mich immer wieder an und überrollte mich mit szenespezifischen Fragen. Diese Anrufe taten mir zusätzlich gut, spielte ich doch nun neben dem Buster auch noch die Rolle des Beraters in Sachen »Szene«. Ich konnte Gerüchte dementieren oder bestätigen, ihn über anstehende Partys unterrichten und Adressen oder Informationen besorgen. Nie jedoch fragte er mich nach der Art meiner Vorgehensweise.
Als nach ein paar weiteren Monaten unzählige Szenemitglieder mit Hausdurchsuchungen, Beschlagnahmungen und Anklagen zu kämpfen hatten, gingen mir so langsam die Systeme aus. Es blieb nur noch der harte Kern übrig: illegale Elite-Systeme der Szene, zu denen der direkte Zugang aufgrund strengster Kontrollen fast unmöglich war. Ich wusste, dass ich diese Hürden umgehen musste, wenn ich meiner Arbeit kein vorschnelles Ende setzen wollte.
In einem der elitären Systeme, die ich von Anfang an als Basis verschont hatte, bot sich mir die Möglichkeit, an Warez zu gelangen, noch bevor sie in Deutschland auf dem Markt oder in den Boards erschienen. Ich begann damit, mehrere Updates von beliebter Hilfssoftware zu manipulieren, indem ich die Installationsdateien zu

meinen Gunsten umprogrammierte und ein Trojanisches Pferd einbaute. Das war eine kleine versteckte Datei, die bei der Installation des eigentlichen Programms aktiviert wurde. Schließlich ließ ich meine Version des Softwareprodukts durch Kontakt-Boards in der deutschen Szene in Umlauf bringen. Als verschiedene Systembetreiber diese Updates routinemäßig installierten, begann mein Trojanisches Pferd mit seinem Galopp und konnte unbemerkt in fremden Systemen sein Unwesen treiben. Der Rest war einfach. Ich musste nur einige Wochen später die infizierten Systeme anwählen und einen bestimmen Code eingeben, damit mir mein Trojanisches Pferd die Türen des Systems von innen sperrangelweit aufriss. Damit zog ich auch die hartnäckigsten illegalen Systeme aus dem Verkehr. Übrig blieben nur noch die elitären Systeme, die ich als Basis benötigte. Die Unruhe und Angst innerhalb der Szene konnte mir nur recht sein: Man deutete mit dem Finger auf jeden, der den Namen Günni auch nur aussprach. Die plötzlich zu hunderten auftretenden Schuldigen trugen nur zu noch größerer Verwirrung bei.

DIE tRITON-AKTE

Während andere verdächtige Buster mit Morddrohungen und obszönen Anrufen zu kämpfen hatten, erreichte mich ein weiterer Brief von Günni. Dieser Brief enthielt neben einer formellen Entschuldigung für die ständigen Verspätungen meines Honorars und der fehlerhaften Verarbeitung meiner Zugangsberechtigungen eine Einladung zu einem Geschäftsessen. Ich sagte zu und traf mich mit Günni in einem von ihm ausgewählten Lokal. Die Entschuldigung und die damit verbundene Einladung waren nur ein Vorwand, um mit mir in einer anderen Angelegenheit zu sprechen.
« Sie haben tolle Arbeit geleistet«, klopfte er mir verbal auf die Schulter. »Ich bin sehr zufrieden mit Ihnen.«
»Ich hätte Ihnen ja viel mehr Boards ausliefern können!«, sagte ich ein wenig verärgert. »Ich weiß nicht, was für ehemalige Szenemitg-

lieder Sie bei sich beschäftigen, aber die scheinen nichts auf die Reihe zu bekommen. Ist doch klar, dass durch die ständig verspätete Bearbeitung die Zugänge wieder ungültig werden.«
Günni versuchte mich zu beruhigen. Sätze wie »Ja, das ist klar « oder »Verstehe ich«, gingen im Viervierteltakt über seine Lippen.
»Nun, jetzt ist die ganze Szene in Aufruhr«, sagte ich. Meine Stimme klang gespielt beunruhigt. Günni nickte betroffen, es interessierte ihn nicht im Geringsten. »Mein Name ist auch schon aufgetaucht«, log ich und dachte dabei an so etwas wie eine Gefahrenzulage.
»Hat man mir schon gesagt«, log Günni nickend zurück. »Wir versuchen unsere Testbesteller so gut wie möglich zu schützen und ihre Anonymität zu wahren, so was kann aber trotzdem passieren, wie Sie sehen.«
»Ich habe aber noch sämtliche Accounts von Systemen, in denen ich mit falschem Handle eingetragen bin. Obwohl jetzt alles ein wenig chaotischer vonstatten geht, habe ich noch vollen Zugang zur Szene und deren Informationen. Ich könnte ein wenig abwarten und dann wieder loslegen.«
»Klar, das können Sie machen«, Günni öffnete seine Aktentasche und holte einige Blätter heraus. »Aber mal etwas anderes. Sagt Ihnen der Name Triton etwas?«
Ich schüttelte den Kopf. »Ein Chipset von Intel?«, fragte ich.
»Ja, in etwa, es ist ein Motherboard-Chipsatz. Die Firma Tricon in Holland empfindet den Namen Triton als dem ihren ähnlich. Steht aber alles in der letzten Ausgabe der c't. Ich hab Ihnen mal eine Kopie mitgebracht.«
Günni reichte mir die Kopien. Ich überflog die Blätter und zuckte mit den Schultern.
»Also«, fuhr er fort, »wir haben durch richterlichen Beschluss erreicht, dass der Name verwechslungsfähig mit Triton ist. Jeder Computerhändler, der mit diesem Namen wirbt, kann abgemahnt werden.«
»Und was heißt das für mich?«

Günni lächelte. »Sie schauen, wo Sie das Wort Triton finden und verdienen Geld, so einfach ist das. Computerhändler, Kaufhäuser, Zeitschriften - eigentlich überall, wo Werbung mit dem Namen Triton gemacht wird. Hundert Euro pro Fall gibt es dafür.«
»Hundert Euro? Das wird ja immer weniger bei Ihnen. «
»Hat ja auch mit Warez nichts zu tun. Das ist eine viel einfachere Aufgabe. Sie sehen einen Laden, der mit Triton wirbt, reingehen, rausgehen – Hundert Euro. Verglichen mit einem Stundenlohn sind Sie sehr gut bedient. «
Rein, raus, Hundert Euro. Das erinnerte mich an eine andere Berufsgruppe. Trotzdem, es klang gut.
»Abgemacht«, sagte ich. »Und was mache ich, wenn ich irgendwo in einer Zeitschrift Werbung für Triton sehe?«
»Drauf!«
»Bitte?«
»Einfach drauf!«
Ich brauchte nicht lange zu überlegen, ich hatte es begriffen.

sCHNeLLes GeLD

Drauf! Das war also mein neuer Schlachtruf. Ich machte mich gleich an die Arbeit. Ich kaufte mir am Hauptbahnhof alle Computerzeitschriften, die ich finden konnte und begann damit, die Werbeinserenten abzuklappern. Bei jeder gefundenen Triton-Werbung fragte ich sicherheitshalber noch einmal in der Kanzlei telefonisch nach, ob diese schon registriert war. War sie es nicht, verdiente ich hundert Euro.
Meine eigentliche Arbeit begann mit der aktiven Suche. Ich rief einen PC-Laden nach dem anderen an und fragte, ob sie Rechner mit dem Triton-Chipsatz im Sortiment anbieten. Viele wussten nicht einmal, wovon ich redete, und wurden kurzerhand von meiner Liste gestrichen. Die Läden, die den Chipsatz hatten, beehrte ich mit einem persönlichen Besuch. Meistens war dieser von Erfolg gekrönt, denn oft

konnte ich im Laden den Namen Triton auf Preislisten, in Schaufenstern oder auf ausliegenden Werbebroschüren finden. Wie ein hungriger Wolf durchstöberte ich sämtliche Computerläden Hamburgs auf der Suche nach den goldenen sechs Buchstaben. Massenweise Beweismaterial fand durch meine Hände den Weg in die Kanzlei. Mein Honorar wurde immer zügig mit Verrechnungsschecks beglichen. Nachdem ich im Stadtgebiet fast alle Computerläden überprüft hatte, fing ich an, auch außerhalb Hamburgs auf die Jagd zu gehen. Selbst in meiner Freizeit konnte ich meine Arbeit nicht ruhen lassen. Wenn ich in einer Stadt unterwegs war, passierte es des öfteren, dass ich schnell noch in einen Computerladen hineinspazierte, Werbebroschüren einsteckte und dann wieder glücklich aus dem Laden stapfte. Ich fragte mich, ob andere Testbesteller schon auf die Idee gekommen waren, größeren Läden oder sogar Kaufhäusern einen Besuch abzustatten. Also rief ich in der Kanzlei an, um nachzuhaken.
»Drauf!«, tönte es durch den Hörer.
»So richtig?«, fragte ich noch einmal, um sicherzugehen.
»Einfach drauf! Die großen Läden dürfen das auch nicht. Wenn Sie der Erste sind, bekommen Sie das auch angerechnet. Immer drauf!«
Obwohl diese »Hau-drauf-Masche« von Günni mir nicht sonderlich sympathisch war, erwischte ich mich nicht selten dabei, dass ich »Drauf, drauf« vor mich hinsummend durch die Straßen ging. Es war schon ein wenig seltsam, dass ich den Menschen, den ich mir zur Galionsfigur des legalen Szenegeistes gewählt hatte, nun als völlig neue Person erfuhr. Er war nicht mehr der nette, verständnisvolle und hilfsbereite Anwalt, der bei Seminaren lustige Geschichten erzählte und neugierige Fragen beantwortete. In meinen Augen wurde er mehr und mehr zu dem, was er wirklich war - ein Geschäftsmann, der der Härte seines Berufs vollends entsprach und für Spaß nur dann zu haben war, wenn man damit Geld verdienen konnte.
Es dauerte nicht lange und die Neuigkeiten verbreiteten sich wie ein Lauffeuer. Plötzlich wusste jeder Händler um die Probleme, die der Name Triton in Schaufenstern und Prospekten mit sich brachte. Nach einigen Monaten waren sogar die kleinsten Verkaufsstellen für

den Bürobedarf informiert, und meine Arbeit begann mühselig zu werden. Der Triton-Chipsatz wurde nur noch mit »Trit.-Chipsatz« oder »T-Chipsatz« abgekürzt, so dass eine Abmahnung nicht mehr möglich war. Ich konnte jedoch nicht aufhören, und in meinem nicht enden wollenden Arbeitseifer kam mir eine rettende Idee. In der Kanzlei klingelte erneut das Telefon.
»Wie sieht es eigentlich jetzt aus, wenn ich reingehe und dem Verkäufer sage, er soll mir einen Kostenvoranschlag geben, wo dann Triton draufsteht?«, fragte ich.
Günni überlegte kurz. »Das geht«, sagte er dann. »Sie müssen aber darauf achten, dass Sie sich wie ein gewöhnlicher Kunde benehmen. Es ist zwar noch kein Testbesteller auf so eine Idee gekommen, aber rechtlich gesehen ist das korrekt.«
»Und wenn ich mich als jemand anders ausgebe? Zum Beispiel auf einer Visitenkarte?«
»Ja!«, antwortete er fast beiläufig.
Mir war, als hätte er nicht richtig zugehört oder wollte es zumindest nicht. Eine andere Antwort hätte ich aber sowieso nicht von ihm erwartet.
Mit einer seriös wirkenden Visitenkarte einer nicht existierenden Bekleidungsfirma setzte ich meine Suche nach dem Wort »Triton« fort. Nun konnte ich selbst diejenigen Computergeschäfte aufsuchen, die nicht mit dem Triton-Chipsatz warben. Mein Ziel war es, die Leute dazu zu bringen, sich selbst ans Messer zu liefern. In Anzug und Krawatte trat ich als Geschäftsmann vor die unwissenden Verkäufer und meldete den Kauf mehrerer PCs für mein Unternehmen an. Als Grund für die Wahl ihrer Geschäftsstelle gab ich irgendwelche erfundenen Empfehlungen an. Ich drückte den Verkäufern ein Blatt in die Hand mit den Erwartungen, die man in meiner Firma an ein PC-System habe. Dabei betonte ich, dass ich selbst keine Ahnung von Computern hätte, schließlich sei ich ja aus der Modebranche. Auf dem Blatt standen Bezeichnungen für ein komplettes PC-System mit reichlich unnötigem Peripherie-Schnickschnack, von denen ich gleich zwanzig benötigte. Darunter, ganz unscheinbar und etwas unleser-

lich das Wort »Triton«, das der Verkäufer mit großen Dollarzeichen in den Augen übersah. Ich bewegte die Händler zu einem Kostenvoranschlag, legte keinen großen Wert auf Vergünstigungen und gab damit denjenigen Verkäufern, die das Wort Triton bemerkten, den letzten Ruck.

Später verschaffte ich mir ein bisschen Abwechslung, indem ich unterschiedliche Rollen annahm. Dies war außerdem ein guter Weg, um meine Anonymität zu wahren. Ob als lässiger Freak eines Computerclubs oder als Angestellter völlig sinnloser Firmen, man warf mir die Kostenvoranschläge hinterher. Um mir den Besuch von Computerläden weit außerhalb Hamburgs zu ersparen, degradierte ich mich zum Telefonisten und ließ Kostenvoranschläge an ein Faxgerät in München schicken, das ich für diesen Zweck angemietet hatte. Einige Monate lief alles problemlos für mich, bis ich einen Anruf von Günni bekam.

»Haben Sie mal in die c 't geschaut? «, fragte er.

Obwohl ich mir schon denken konnte, worum es ging, spielte ich den Unwissenden. »Was steht denn da?«

»Lesen Sie mal. Sie sollten sich in Zukunft wie ein gewöhnlicher Kunde benehmen. Mein Mandant möchte das so nicht haben und hat sich bei uns beschwert. Die c't schreibt, die Testbesteller würden die Händler anbaggern.«

»Ich baggere keinen an«, versicherte ich ihm, »die Händler übertreiben doch immer, ist ja klar. Ich benehme mich wie ein gewöhnlicher Kunde.«

Einige Tage danach kam ein Rundschreiben von der Kanzlei an alle Testbesteller, mit der Aufforderung, das »dreiste Anbaggern« zu unterlassen. Mich interessierte das nicht, und ich machte nach alter Manier weiter. Meine Rechnungen wurden weiterhin beglichen.

ZWISCHENSPIEL

Das Magenknurren, das mich seit Stunden nervte, entwickelte sich allmählich zu einer kompletten Symphonie. Da ich mitten in der Arbeit steckte, hatte ich keine Zeit zum Essen gehabt, und mein Körper zahlte es mir jetzt zurück. Ich konnte es nicht mehr länger hinauszögern, etwas Festes zu mir zu nehmen, und machte mich mürrisch auf den Weg zu einer Imbissbude, die nicht weit von meiner Wohnung entfernt war. Ohne dass ich es mitbekommen hatte, musste es geregnet haben, denn die Straße schimmerte ölig im Schein der Sonne, die allmählich wieder hinter den Wolken zum Vorschein kam. Ich mochte dieses Wetter. Der Regen wusch den Dreck von den Straßen und hinterließ immer diesen angenehmen, frischen Geruch, den ich tief in meine Lungen einsog. Irgendwie war es doch eine gute Idee gewesen, die Wohnung zu verlassen, und ich genoss meinen kleinen Spaziergang.

»Grizzly!«, rief eine Stimme hinter mir. Ich drehte mich um,

Psyche, ein alter Bekannter aus der Szene, stand einige Meter von mir entfernt. Seine sommerliche Kleidung war völlig durchnässt, der Regen musste ihn voll erwischt haben. Er kam auf mich zu und lächelte. Ich erinnerte mich an gute und lustige Zeiten mit Psyche. Bei kleineren Usertreffen war er immer ein angenehmer Freund gewesen, an dessen Seite man sich wohlfühlte. Ich hatte ihn das letzte Mal auf der Messe gesehen. Seitdem war er blass geworden, und ich hätte ihn fast nicht wiedererkannt. Psyche erzählte mir, dass seine Frau ihn verlassen habe, und er die Miete alleine nicht mehr zahlen konnte. Also ist er einfach wieder zu seinen Eltern gezogen, die ein paar Straßen weiter wohnten. Auf die Frage, was ich denn so treibe, fand ich keine angemessene Antwort.

»Weißt schon«, sagte ich. »So dies und das.«

Psyche lachte und tat wissend: »Verkaufst immer noch Warez, was?«

»So ähnlich.«

Ich sprach ihn auf sein System »Premier« an, die damals einen guten Namen in der Szene hatte. Sein Lächeln verwandelte sich in Verwunderung.
»Weißt du nicht?«, fragte er. »Ich bin von irgend so einem Arsch gebustet worden.«
Ich schaute ihn verwundert an. »Premier« war mir ein Begriff, aber ich konnte mich nicht erinnern, ob ich es gewesen war, der seine BBS gebustet hatte. Der Gedanke, dass dieser Bust auf meine Kappe ging, schockierte mich. Das hätte ich dem alten Psyche nicht antun dürfen.
Als ich wieder zu Hause war, blätterte ich wie wild in meinen Aktenordnern herum und suchte nach den Listen mit den Systemen, die ich an Günni ausgeliefert hatte. »Premier« konnte nicht von mir verraten worden sein, so etwas wäre mir aufgefallen. Mit dem Finger fuhr ich hastig Zeile für Zeile ab. Auf einem Blatt, auf dem links oben dick unterstrichen »Premier BBS« stand, blieb mein Finger stehen.
Ich war überrascht. Ich versuchte mich zu konzentrieren, konnte mich aber nicht daran erinnern, diese BBS gebustet zu haben. Ich hätte wissen müssen, dass ich einmal ein fast schon freundschaftliches Verhältnis zu diesem Systembetreiber gehabt hatte und hätte ihn eigentlich verschonen sollen. Wahrscheinlich war ich mit meinen Gedanken zu sehr bei meinem Konto gewesen. »Pech gehabt«, sagte ich mir, um das seltsame Gefühl in meinem Magen zu verdrängen. Doch es funktionierte nicht. Das erste Mal fühlte ich mich schuldig. Ich rief in der Kanzlei an, um nachzufragen, was aus der Strafanzeige gegen meinen Bekannten geworden war. Günni konnte mir keine klare Antwort gehen, nutzte aber die Gelegenheit, mir mitzuteilen, dass er bald in Hamburg sein würde. Damit stand wieder eines unserer seltsamen Treffen an.

DeR ausstieG

Wir entschieden uns für dasselbe Cafe wie bei unserem ersten Treffen, aber zu diesem Zeitpunkt wäre mir jeder andere Treffpunkt genauso recht gewesen. Ich wünschte mir schon fast, dass mich endlich jemand erwischen würde, damit mir diese Last von den Schultern genommen würde. Ohne ein Wort zu sagen, kam Günni zur Tür hinein und warf mit ein Laufwerkschloss auf den Tisch. Ein Schloss in Fom eines Datenträgers, dass man in ein Laufwerk schieben konnte, um es vor fremden Zugriffen zu schützen. Ich nippte an meinem Bier.
»Und was ist das?«, fragte ich desinteressiert. Günni setzte sich.
»Einfach nur danach Ausschau halten und kaufen. Die Fox GmbH hat ein Patent darauf, und kein anderer darf das vertreiben.«
Ich betrachtete das Laufwerkschloss ein wenig näher. Die Konstruktion war alles andere als spektakulär. Wahrscheinlich eine der dümmsten Sicherheitsmaßnahmen, die man sich einfallen lassen konnte. Jeder Trottel wäre in der Lage gewesen, dieses Schloss wieder zu entfernen.
»Den Beleg schicken Sie an uns« , fuhr er fort. »Dann bekommen Sie den Kaufpreis erstattet, plus fünfundsiebzig Euro pro Fall.«
Wenn das so weiterginge, würde ich für meine nächsten Arbeiten wohl noch draufzahlen müssen, dachte ich und schüttelte den Kopf.
»Das ist die Mühe nicht wert.«
Ich schob das Laufwerkschloss in Günnis Richtung, der mich ein wenig erstaunt ansah.
»Hören Sie«, sagte er mit einem kurzen Blick auf die Uhr, »ich bin etwas in Eile, machen Sie es oder lassen Sie es bleiben. «
Er stand genauso wortlos auf, wie er gekommen war, und machte sich auf den Weg. Mit dem Laufwerkschloss auf dem Tisch und einem Bier in der Hand schaute ich ihm nach, enttäuscht über die Art, wie er mit mir umging. Auf dem Nachhauseweg sah ich zufällig im Schaufenster eines Computerladens eines dieser Laufwerksschlösser liegen. Ich ging in den Laden und kaufte es. Aber anstatt es auf ge-

wohntem Weg in die Kanzlei zu schicken, warf ich es zusammen mit der Rechnung wütend in den nächstbesten Mülleimer.
Als ich wieder zu Hause war, wollte ich ein wenig Ordnung schaffen und versuchte genervt, die vielen Quittungen und Belege, die sich angesammelt hatten, in einen meiner zehn Ordner einzusortieren, als es an der Tür klingelte. Ich erwartete niemanden und wusste auch nicht, wer mir aus meinem mittlerweile recht spärlich gewordenen Freundeskreis einen unangemeldeten Besuch abstatten könnte. Ich öffnete die Tür, und zu meinem Erstaunen stand Florian, den ich seit nunmehr drei Jahren nicht gesehen hatte, mit einer Frau vor mir. Ich wusste nicht, wie ich reagieren sollte. Florian nahm mir die Entscheidung ab.
»Hey Alter, Mensch, lange nichts mehr von dir gehört«, sagte er freudig.
»Ja, lange nichts mehr von dir gehört «, konterte ich. Er lächelte.
»Das ist meine Freundin Maike.«
»Angenehm«, gab ich zurück und schüttelte ihr die Hand. Sie war hübsch.
»Wir wollen uns nächste Woche verloben.« Er nahm seine Freundin fest in den Arm. »Und ich wollte dich einladen.«
Ich war sprachlos. Nach so langer Zeit hatte Florian mich nicht vergessen. Er hatte den ersten Schritt getan und mir völlig unerwartet einen Besuch abgestattet. Diese Geste rief mir wieder unsere vertraute und enge Freundschaft in Erinnerung.
Ich hatte plötzlich das Gefühl, dass die Welt da draußen in den letzten drei Jahren an mir vorbeigegangen war. Mein bester Freund würde sich verloben, und ich hatte seine Freundin bis zu diesem Augenblick noch nicht gesehen. Ich hatte nichts in der Wohnung, was ich den beiden hätte anbieten können, so mussten sie sich mit Leitungswasser zufrieden geben. Meine Wohnung war mittlerweile das reinste Chaos. Die Fenster waren mit Decken abgehängt, damit kein Licht in die Wohnung fiel. Selbst mein Wohnzimmer sah aus wie ein unterirdischer Bunker. Florian schnappte sich wortlos das untere Ende einer Decke, riss sie vom Fenster und schaute mich an.

Licht strömte in das Zimmer und fiel auf die Tastatur meines vor Staub schon ganz grau gewordenen Computers. Das Einzige, was an dem Gerät vor Sauberkeit strahlte, war der Knopf zum An- und Ausschalten, auf den ich das erste Mal seit Wochen meinen Daumen presste. Das summende Geräusch des Kühlers, das wie ein Tinitus mein ständiger Begleiter gewesen war, verstummte.
»Wir gehen ein Bierchen trinken«, sagte Florian, der seine Freundin noch immer mit festem Griff an seiner Seite hielt. »Kommst du mit?«
Ich lächelte die beiden an.
»Ja!«, sagte ich. »Na klar.«

TETRIS

LEICHT TORKELND STELLE ICH DEN KARTON MIT HANDYS AUF DEN BODEN, UM MEINE HAUSTÜR ZU OFFNEN. DER FERNSEHER IST NOCH AN. ICH HABE VERGESSEN IHN AUSZUSCHALTEN, ALS ICH HEUTE MORGEN DAS HAUS VERLIESS. IM SPORTSENDER LÄUFT EIN

Baumfäller-Wettbewerb in der hundertsten Wiederholung. Das Rattern von Motorsägen hallt durch den Flur. Ich schmeiße meine Jacke in irgendeine Ecke und rufe nach Marie. Sie ist nicht da. Ich erinnere mich: Sie ist gestern wieder zu ihren Eltern gezogen. Ihre Mutter hat auf Band gesprochen, um mir auszurichten, dass Marie nicht mehr wiederkommen wird. Jemand hat am Mittag ihre Sachen mitgenommen und den Schlüssel auf den Küchentisch gelegt. Daneben ein Zettel. Obwohl ich weiß, was mich erwartet, falte ich das Papier auseinander und überfliege den maschinengeschriebenen Text. Am Schreibstil erkenne ich sofort, dass er von Maries Vater ist. Als Rechtsanwalt ist es ihm schon immer schwer gefallen, seinen Worten eine persönliche Note zu gehen. Ich versuche den Zettel wieder zu vergessen. »So nicht«, denke ich kopfschüttelnd und setze mich auf das Sofa im Wohnzimmer. Ihr grünes Kopfkissen liegt noch hier, der Duft ihres Parfüms steigt mir in die Nase. Eine Handbewegung genügt, und das Kissen landet auf dem Boden.
Dreißig Kanäle, einer wie der andere. Im Fernsehen läuft nur Mist! Ich schalte die Kiste aus und lehne erschöpft meinen Kopf nach hinten. Der Raum dreht sich. Ich versuche tief einzuatmen, um das Schwindelgefühl wenigstens für einen Moment unter Kontrolle zu bekommen. Mein Kopf schmerzt. Ich schließe die Augen und spüre

den gleichmäßig pumpenden Druck in meinem Schädel, der mich dazu zwingt, den Nacken stillzuhalten.

Ich habe Marie vor drei Jahren an Silvester kennengelernt. Punkt zwölf stand sie plötzlich vor mir. Sie küsste mich, ich weiß nicht warum. Ich muss wie ein Penner ausgesehen haben, vom Alkohol völlig benebelt. Wir blieben bis zum frühen Morgen zusammen und feierten das neue Jahr. So wie unsere erste Begegnung war auch unsere ganze Beziehung. Wir verständigten uns ohne viele Worte. Ich brauchte nur wenige Tage, um zu erkennen, dass das die Beziehung war, nach der andere Menschen ihr Leben lang suchen. Etwa ein Jahr später lernte ich ihre Eltern kennen. Sie luden uns beide zu einem Weihnachtsessen ein. Obwohl sie mich als Freund ihrer Töchter akzeptierten, fühlte ich mich fehl am Platz. Marie schenkte mir einen goldenen Ring, den ich seitdem nicht mehr abgelegt habe. Immer wenn mir alles über den Kopf zu wachsen droht, berühre ich den Ring und höre ihre beruhigende Stimme. »Du bekommst das wieder in den Griff«, flüstert sie mir zu.

Noch ein kleiner Moment, und es ist nicht einmal mehr unangenehm. Jetzt geht es.
Das Telefon auf meinem Schreibtisch klingelt. Mir fällt ein, dass ich die Handys vor der Tür stehen gelassen habe. Es ist Holger. Er ist völlig aufgelöst und sagt mir, dass ich sofort vorbeikommen soll. Ich werde zu ihm in den Laden fahren müssen.
Vorher setze ich mich noch kurz an den Computer und lese meine Emails. Eine gute Ablenkung. Mein Monitor hat sich gestern verabschiedet. Mit meiner linken Hand muss ich das Kabel an der Hinterseite festhalten, damit die Verbindung zum Computer nicht durch die defekte Schnittstelle unterbrochen wird.
Uninteressante Nachrichten verstopfen mein Postfach. Massig neue CD-Bestellungen, ich kann sie kaum zählen. Dazwischen immer wieder Grüße von Leuten, die ich schon lange nicht mehr kenne. »Hallo Alex, wie geht's«, »Hey Alex, lang nichts mehr von dir gehört«, und so weiter und so fort. Ich schreibe die üblichen Antworten und überfliege sie noch einmal. Wie ich von mir selbst erfahre, geht

es mir blendend. Das CD-Geschäft läuft großartig. Das Set vom letzten Monat ist immer noch der absolute Verkaufsschlager.
Bevor ich losfahre, mache ich mir in der Küche noch einen Kaffee, lehne dabei meinen Kopf an den Dunstabzug und schließe kurz die Augen.
Ich kann den Wagen nur schwer in der Spur halten. Meine Augenlider sind wie Blei. Links und rechts zischen verschwommen Lichter an mir vorbei. Sollten mich die Bullen anhalten und mich in die Tüte pusten lassen, würden sie mich sicherlich auf der Stelle erschießen. Ich schüttle kräftig meinen Kopf und stelle den Lautstärkeregler meines Autoradios auf Anschlag. Das wird mich wach halten. Die Boxen klappern wie verrückt. Natürlich läuft »Only Love Can Break Your Heart«, ein alter Herzschmerz-Hit von Saint Etienne, den ich in voller Lautstärke mitbrülle. In Gedanken baue ich kleine CD-Türme, die ich Sekunden später wieder zusammenfallen lasse wie Kartenhäuschen. Pro Tausend bestellter CDs bekomme ich einen kleinen Rabatt beim Presswerk. Wie viele CDs müsste ich bestellen, um gar nichts mehr zahlen zu müssen: Es ist so verlockend, die Augen zu schließen. Konzentration, Alex, Konzentration!

»Bin ich eingeschlafen?«, habe ich sie gefragt. Sie lächelte und streichelte mir mit der Hand übers übers Gesicht. Ich versuchte so lange wie möglich wach, zu bleiben. Sie legte ihren Kopf auf meine Schulter, so dass ich ihren Atem auf meiner Brust spürte. Ihre langen dunklen Haare bedeckten meinen Oberkörper. Früher hasste ich es, Decke und Kopfkissen mit jemandem teilen zu müssen. Doch mit ihr war es anders. Kurz hielt sie den Atem an, und einen Augenblick später spürte ich, wie ihr Körper in einen tiefen Schlaf fiel.

Ich weiß nicht wie, aber ich habe es geschafft. Ich parke den Kombi schräg auf dem Gehweg vor dem Schaufenster. Auf zwei Monitoren flimmern unscharf Werbeslogans in einer Endlosschleife. Die Tür ist offen, es ist mitten in der Nacht. Holger erwartet mich bereits.

Das Licht im Laden ist leicht gedämpft. Im Verkaufsraum stehen sechs Tische, auf denen Computer aufgebaut sind. In den Regalen hinter der Glastheke liegen in geometrischen Mustern angeordnete Softwarepakete und Hardwareerweiterungen, die dem Kunden durch ihre farbige Aufmachung ins Auge fallen sollen. Dazwischen steht Holger in seiner Verkäuferpose. Glattes Hemd, schwarze Jeans und Turnschuhe. Mit den Händen auf die Glasablage gestützt schaut er mich ernst an. Sein Gesicht ist kalkweiß. »Einmal Gyros komplett«, scherze ich. Holger reagiert nicht. Ich mache einen Schritt auf ihn zu. Meine Schuhsohle löst sich mit einem Quietschen vom frisch gereinigten Fußboden. »Also, was gibt's?«, frage ich und bemühe mich, nicht genervt zu klingen. »Ich glaube, die Bullen haben Wind von der Sache bekommen.«Ich ziehe die Augenbrauen ungläubig nach oben.

»Hier fährt ständig ein dunkler BMW die Straße auf und ab.«

Ich drehe mich um und schaue nach draußen. Außer meinem rostigen Kombi und einem Fahrrad, das an die Laterne auf der anderen Straßenseite gekettet ist, kann ich nichts Auffälliges erkennen.

»Ich sehe nichts«, sage ich.

»Die stehen bestimmt um die Ecke und warten, bis ich rauskomme.«

»Holger«, sage ich und blicke ihm in die Augen, »glaubst du nicht, dass du ein wenig übertreibst? Ich meine, du siehst einen BMW, der hier ein-, zweimal die Straße runtertuckert und rufst mich mitten in der Nacht an, weil du Angst hast, nach Hause zu fahren?«

Holger schweigt.

»Hockst du hier seit Ladenschluss?«

Ein vorsichtiges »Ja« kommt hinter der Theke hervor. Leicht beschämt nimmt sich Holger ein Spielpaket aus dem Regal und beginnt daran herumzufummeln: »Ich habe schon vorher versucht dich zu erreichen, aber du warst nicht da.«

»Nein«, sage ich kopfschüttelnd. Ach war bei Forti.«

Holger kann manchmal wie ein kleines Kind sein. Ich zucke mit den Achseln und lasse meine Hände auf meine Oberschenkel klatschen.

»Und was meinst du, was ich machen soll? Ich meine, jetzt, wo ich hier bin?«
»Keine Ahnung.«
«Dann gehe ich wieder, Holger, ich muss ins Bett. Ich habe jetzt keinen Bock auf sowas.«
Ich drehe mich um und will zur Tür. Plötzlich fliegt die große PC-Softwarebox an meiner Schulter vorbei gegen einen Computermonitor. Die Box schmettert auf den Boden, einige CDs und Spielanleitungen fallen heraus.
»Meinst du, ich hab Bock auf sowas?«, brüllt Holger völlig aufgebracht.
Mind Master, Puzzle Mania, Tetris Kingdom. Mit meinem Fuß kicke ich vorsichtig die Anleitungen der Plagiate umher. Ich bin nicht in der Stimmung für ein Problemgespräch mit Holger.
»Das ist mein Laden hier, ich lebe davon!«
»Beruhige dich, Holger, ich kann da jetzt auch nichts ...«
»Nein, ich beruhige mich nicht!«, unterbricht er mich. »Wenn's Ärger gibt, machst du dich immer aus dem Staub.« Er holt tief Luft. »Du verdammtes Arschloch!«, sagt er dann etwas unsicher. Meint er mich?
»Was ist bloß los mir dir, Holger?«, entgegne ich ruhig.
»Ich sage dir was, Alex«, er schnappt nach Luft, »ich halte meinen Kopf nicht mehr für dich hin.« Sein Gesicht wird knallrot, ich sehe das Blut in den Adern an seinem Hals pulsieren. Bei dem Anblick spüre ich wieder meine Kopfschmerzen. Holger plappert. Ich kann seine Stimme nicht mehr hören. Bla, bla, bla, er hört nicht auf.
Holger war Zeitsoldat beim Bund und manchmal verfällt er in einen endlosen Redeschwall. Damit hätte man ihn großartig zur psychologischen Kriegsführung einsetzen können. Wie immer gibt er mir die Schuld, da ich der Kopf unserer Truppe bin. Angeblich war ich nicht vorsichtig genug. Ich würde ihm am liebsten meine Faust ins Gesicht drücken, damit dieses ovale Ding endlich Ruhe gibt. Doch dazu wäre ich im Moment zu schwach.
»Hör auf, hier Saltos zu schlagen«, versuche ich zu schreien, doch meine Stimme lässt mich im Stich. Ich hätte im Auto nicht so laut

mitsingen sollen. »Es ist nichts passiert ... nichts!«, fiepst es aus meiner Kehle. Ich höre mich an wie ein Teenager im Stimmbruch.
Holger starrt mich an, als ob ihm sein eigener Sohn ins Gesicht gespuckt hätte. Was will er eigentlich? Wir sind weder Freunde noch miteinander verwandt. Außerdem haben wir alle Geld mit den CDs gemacht. Reno, Mick, Forti, Holger und ich. Und jetzt dreht er durch, nur weil ein dunkler BMW an seinem Laden vorbeigefahren ist.
Normalerweise bin ich nicht so leicht zu erschüttern, doch im Moment kann ich die Situation wirklich nur schwer ertragen. Ich lasse meinen Blick wieder auf die Spielebox auf dem Boden wandern. Tetris, denke ich schmunzelnd.

Marie hat nie etwas für Computer übrig gehabt. Das einzige, was sie mit der Kiste verband, war das Spiel Tetris. Sie liebte es, und wir verbrachten eine Menge Zeit damit, uns gegenseitig die Rekorde streitig zu machen. Ihrer Meinung nach hing ich zu viel vor dem Rechner. Sie beschwerte sich oft darüber, dass ich mir zu wenig Zeit für sie nahm. Doch ich wollte mir keine Gedanken darüber machen. So war es schon immer gewesen, und so sollte es auch bleiben. Wir hatten uns nie wirklich über diese Themen gestritten. Ich sah es nur immer wieder an ihrem Blick, wenn ich nachts nach Hause kam und mich noch an meinen Schreibtisch setzte, anstatt mich zu ihr ins Bett zu legen.

»Sag mal, ist dir das alles scheißegal, oder was?«
Also zugegeben, es wird langsam eng. Die Konkurrenz ist aufgeflogen. Ein paar Typen aus der Szene, über die ich mir bisher keine allzu großen Gedanken gemacht habe, sitzen seit November in Untersuchungshaft und schreien nach ihrer Mami. Holger bekommt das große Flattern, und übermorgen kommen noch ungefähr vierzigtausend CDs mit Schwarzkopien über die polnische Grenze. Und selbst wenn sich Holger die Niagarafälle in die Hosen pinkelt, die CDs kommen hier in diesem Laden an.
Ich räuspere mich: »Wir werden diese CDs verkaufen. Wir machen das!«Der tiefe Ton, der nun wieder in meiner Stimme liegt, beruhigt

mich. »Die Akira-Serie ist im Arsch. Was meinst du, wie viele Leute in diesem Monat auf unsere CDs angewiesen sind?« Noch während ich die Wörter ausspreche, bemerke ich, wie Recht ich mit dieser Aussage habe. Dadurch, dass das halbe Loopteam und mit denen fast die gesamte Akira-Mannschaft festgenommen worden ist, sind wir eine der wenigen Gruppen, die überhaupt noch CDs in dieser Größenordnung verkaufen. Wie die Akira-Serie hat jedes Set von uns vier bis sieben CDs. Meist tummeln sich auf solchen Ausgaben nahezu zweihundert brandneue, illegal kopierte Programme. Darunter Anwenderprogramme, einfache Tools, Software-Updates und natürlich jede Menge Spiele. Der eigentliche Verkaufspreis aller Originalprogramme kam im letzten Monat bei Set acht auf ungefähr fünfzehntausend Euro. Verständlich, dass unser Preis von etwa dreißig Euro pro Ausgabe für Zwischenhändler ziemlich attraktiv ist.
Meine in Falten gelegte Stirn entspannt sich. »Hätte ich das vorher gewusst, hätte ich gleich noch dreißigtausend CDs mehr pressen lassen«
»Wir müssen diesmal sehr vorsichtig sein«, sagt Holger.
Den BMW scheint er wieder vergessen zu haben.
»Das werden wir!«, sage ich mit gespielt freundlichem Blick.
»Ich weiß es nicht«, er sackt wieder zusammen. »Ich weiß es einfach nicht.«
Ich brauche Holger und seinen Laden. Die nächste Fuhre ist bereits hierher unterwegs. Sollte er sie nicht annehmen wollen, kann ich alles vergessen. Dramatisch atmet er noch einmal durch und starrt mich dann mit diesem »Ich will nicht in den Knast«-Blick an.

Marie wartete draußen, als ich aus dem Polizeipräsidium kam. Es war nicht meine erste Verhaftung, das wusste sie. Zweihundertfünfzig CDs hatte die Polizei in einer Routinekontrolle in meinem Kofferraum entdeckt. Als man mich durchsuchte, fand man noch ein kleines Tütchen Gras in meiner Jackentasche. Marie war wütend. Sie machte sich Sorgen um mich, und ich mochte das. Ich musste ihr schwören, damit aufzuhören. Doch sie wusste, dass ich ihr damit nicht mehr vesprach, als in Zukunft vorsichtiger zu sein.

Einmal noch, Holger. Hey, dreh jetzt nicht durch. Wenn wir alle ganz cool bleiben, können wir noch mal so richtig abkassieren.« Ich zaubere ein Robert de Niro-Lächeln auf meine Lippen.
Holger bewegt seinen Kopf. Er weiß selber nicht, ob daraus ein »Ja« oder »Nein« werden soll. Ich werde ihm Zeit geben, die Sache zu überdenken.
Der Schlüssel zu meinem Kombi ist total verbogen. Ich brauche eine Weile, um die Banane ins Schloss zu bekommen. »Übermorgen kaufe ich mir 'ne neue Karre«, denke ich und starte den Motor. Die kleine Digitalanzeige an meinem Armaturenbrett verrät mir, dass es kurz nach vier ist.
Mick ist bestimmt schon wach. Seine Freundin und er arbeiten bei einem Paketzustellungsdienst und müssen immer zeitig zur Arbeit. Ich fahre schnell nach Hause, um die Kiste mit den Handys mitzunehmen. Forti und ich haben uns von einem zwielichtigen Händler aus Italien hundert Mobiltelefone besorgt. Allerneuste Nokia-Teile. Forti wollte eigentlich gar nicht mit einsteigen, aber ich habe das Paket einfach an seine Adresse schicken lassen. Und als die Telefone dann bei ihm ankamen, war er damit einverstanden. Mick hat für die Dinger auf seiner Arbeitsstelle einen Käufer gefunden. Ich werde sie ihm vorbeibringen.
Micks Bude stinkt wie getrocknete Kotze. Ich kenne Mick seit fünf Jahren und kann mich nicht erinnern, dass das je anders gewesen wäre. Wir konnten uns damals schon nicht richtig ausstehen. Auf einer Party hab ich ihm einmal eine Portion Fritten mit Curryketchup auf sein Hemd geschmiert, weil er seine Finger nicht von Marie lassen konnte. Seine Klamotten waren auch schon vorher so verdreckt gewesen, dass es sowieso keinen Unterschied machte.
Micks Hauptarbeit bei uns besteht darin, die CD-Cover zu gestalten. Er modelliert am liebsten irgendwelche Raumschiffe an seinem Raytracer. Die Resultate sind meist in Ordnung. Das fertige Cover und somit die gesamte CD sieht dann auch auf den zweiten Blick wie ein gewöhnliches, kommerzielles Produkt aus. Die perfekte Tarnung.

Ich schaue mich um. Im Teppich klebt neben anderen Lebensmittelresten ein halber Snickers, den ich heute nicht zum ersten Mal entdecke. An der Wand über Micks Computer hängen Poster von UPS-Flugzeugen und -Lastwagen. Daneben ein Bild von zwei Katzenbabys in einem zerfetzten Lederstiefel, und etwas weiter rechts eine fünf Jahre alte, auf Micks Freundin ausgestellte Urkunde für die erfolgreiche Teilnahme am Lehrgang »Moderne Frisuren für den Mann«. Aufgrund einer Allergie hat sie ihren Traumjob aufgeben müssen und arbeitet seitdem mit Mick zusammen.
»Hallo Alex«, trällert es aus einer Ecke des Zimmers. Ich nicke Micks Dauerwellen-Freundin zu, die barfuß im Pyjama auf dem Sofa hockt und eine Kippe nach der andern qualmt. Sie blinzelt mir zu, zumindest sieht es von hier so aus. Die Augen, die mich fokussieren, werden niemals mehr als UPS-Fließbänder, Sofas und Fernseher sehen. Und das Schlimmste ist, dass sie glücklich damit sind.

Tagsüber verlief ich nur selten das Haus, um die vielen CDs überhaupt verpackt zu bekommen. Am frühen Abend ging ich dann zur Post und verschickte die Pakete an meine Kunden. Marie konzentrierte sich derweil auf ihr Studium. Sie war immer fleißig und arbeitete still an ihrem Schreibtisch, wenn ich wieder spät nach Hause kam. Sie traf sich oft mit einem Typen, mit dem sie zusammen studierte. Einmal wühlte ich in Maries Handtasche herum und fand einen Zettel mit seiner Adresse. Gleich nachdem ich meine letzten CDs verpackt hatte, fuhren Reno und ich los, um den Penner zu suchen. Reno schlug dem Scheßkerl mehrmals mit der Faust ins Gesicht. Ich wollte ihm einen wuchtigen Tritt in den Unterleib geben, traf aber nur seinen Oberschenkel. Reno saß einige Monate in Haft. Ich wartete draußen, als er aus dem Knast kam.

Mick kommt verschlafen aus dem Badezimmer. Ich gebe ihm die Kiste mit den Mobiltelefonen. Er öffnet sie und nimmt sich ein Gerät heraus.
»Ja nu ...«, sagt er dann mit einem prüfenden Blick.

»Sind okay«, sage ich, obwohl ich mir die Dinger noch nicht einmal angeschaut habe.
»Ich will auch eins«, sagt die Dauerwelle und schiebt ihre gelb leuchtenden Füße unter ihren Hintern. Mick und ich ignorieren sie.
»Heute Abend gebe ich dir die Kohle«, gähnt Mick und stellt den Karton an die Tür.
»Kannst es mir auch übermorgen geben.«
Mick zuckt mit den Schultern. »Was'n los? Bist doch sonst immer so scharf auf Kohle.«
»Die Fuhre kommt am Mittwoch morgen. Wir treffen uns um sieben bei Holger im Laden und teilen die CDs auf. Es reicht, wenn du mir das Geld für die Handys am Mittwoch gibst.«
»Ich lasse meinen Teil bei Holger und hol ihn später ab.«
»Das geht nicht, Holger will die CDs nicht bei sich herumstehen haben«, fahre ich ihm ins Wort und habe damit nicht einmal die Unwahrheit gesagt.
Mein Herz fängt an zu klopfen, ich werde die Sache abblasen müssen, wenn er nicht kommt. Mick muss am Mittwoch da sein, er muss einfach.
»Kannst du die CDs nicht für mich mit einpacken?«
»Na komm schon«, sage ich abfällig. »Wie soll ich das alles in meinen Wagen kriegen?«
Mick zögert noch einen Moment.
»Ja nu«, gibt er dann murrend von sich. »Wenn es nicht anders geht. Wollte übermorgen nur mal ausschlafen.«
»Geht halt nicht«, betone ich und lächle in mich hinein. Jetzt habe ich ihn im Sack. »Also, dann bis übermorgen.« In meiner Stimme schwingt ein befehlender Unterton mit.
Prustend versucht Mick seine mangelnde Begeisterung zur Schau zu stellen. »Ja nu«, sagt er. »Dann halt bis übermorgen.«
Als ich nach Hause komme, ist es kurz nach sechs. Ich ziehe mir meine vollgeschwitzten Socken aus und lege sie auf den Wohnzimmertisch. Dann gehe ich zu meinem Rechner und stupse kurz die Maus an. Mit einem Klicken schaltet sich der Bildschirmschoner aus.

Der Monitor ist an, der Kühler läuft. Ich rufe einige MP3s auf, und kurze Zeit später säuselt auch schon Donna Summers Stimme durch meine Wohnung. Es ist hell geworden. Draußen vor meinem Fenster sitzen zwei kleine Vögel auf einem Baum und zwitschern um die Wette. Ich haue mir einen Joint und genieße eine Weile meine Erschöpfung. Die Müdigkeit, die mir in allen Gliedern steckt, fühlt sich nicht mehr unangenehm an. Zum ersten Mal seit langer Zeit empfinde ich alles um mich herum als friedlich und ruhig. Vielleicht war es immer so, und ich habe es nur nie bemerkt. Der Wind, der vorsichtig durch die Blätter streift, mein durch den Qualm vernebeltes Wohnzimmer, das in ein sanftes Licht getaucht ist, und die feinen Gräser, die ich tief in meine Lunge ziehe.
»Was so ein bisschen Natur ausmacht«, murmle ich leise und lächle. Es wäre schön, wenn Marie jetzt bei mir wäre. Doch wahrscheinlich hätte ich mich nach fünf Minuten gleich wieder an meinen Rechner gesetzt. Irgendwie merkwürdig. Meine Zunge fühlt sich sandig an. In einer Ecke meines Kühlschranks finde ich noch eine Dose Chocomel, die ich aus Holland mitgebracht habe.

Marie und ich wollten zusammen in den Urlaub fahren, um unsere Beziehung zu retten, wie sie sagte. Weiter als nach Maastricht kamen wir nicht. Wir landeten nachts um eins im Mississippi, einem recht ungemütlichen Coffeeshop auf einem Hausboot. Wir rauchten eine Bong nach der anderen. Auf dem Weg zum Hotel entdeckte ich eine Spielhalle. Ich versprach ihr, in einer Viertelstunde im Hotel zu sein. Um fünf Uhr morgens, als sie schon schlief kam ich in unser Zimmer. Als wir am nächsten Tag wieder zu Hause ankamen, schaltete ich gleich den Computer an.

Ich habe nur wenige Stunden geschlafen. Die Musik läuft noch. Mittlerweile sind wir bei Diana Ross angekommen. Es geht mir deutlich schlechter als zuvor. Ich hätte wach bleiben sollen. Es scheint, als hätte mir der Schlaf die letzten Energiereserven geraubt. Vielleicht bin ich auch einer von den Leuten, die im Schlaf den Atem anhalten und sich dadurch fühlen, als hätte man sie gerädert. Ich nehme noch drei

Kopfschmerztabletten und lege mich wieder aufs Sofa. Obwohl ich genug am Computer zu tun hätte und mich das sonst immer ablenkt, ist mir im Moment überhaupt nicht danach.
Das ändert sich zwangsläufig, als Reno vorbeikommt, der erst seit drei Monaten wieder auf freiem Fuß ist. Er fragt mich, ob ich unter einen Laster gekommen sei. Ich sage, dass alles in Ordnung ist. Die Antwort reicht ihm. Reno ist Möbelpacker und hat Arme wie ein Ochse. Wann immer ich in der Vergangenheit mit jemandem ein Problem hatte, war er meine erste Anlaufstelle. Weil ich verantwortlich dafür war, dass er in den Bau musste, war ich ihm eindeutig etwas schuldig. Ich habe ihn mit in das CD-Geschäft einsteigen lassen, obwohl er bis heute nicht die leiseste Ahnung hat, worin er sein Geld eigentlich investiert hat. Hauptsache wir sind quitt. Reno setzt sich auf den Sessel vor mir und zündet sich eine Zigarette an. Er wirkt angespannt.
»Ich habe mit Holger telefoniert.«
Ich zucke mit den Schultern, gehe kurz zu meinem Rechner, um Dianas seichtes Gedudel in etwas Schwungvolleres zu verwandeln, und setze mich dann wieder.
»Denkst du nicht, dass das alles langsam zu gefährlich wird?«
Ja, das denke ich. Es wird sehr gefährlich. Die Bullen werden uns wahrscheinlich schnappen. Trotzdem wird mich nichts in der Welt davon abhalten, das Ding durchzuziehen. Reno weiß, dass er keine Ahnung hat. Meine Meinung war ihm aus diesem Grund immer wichtig. Es ist ein Leichtes, ihm die Angst zu nehmen.
»Wir müssen eben etwas vorsichtiger sein als sonst, mehr nicht«, antworte ich und nehme mir eine filterlose Zigarette aus seiner Schachtel. Eigentlich habe ich überhaupt keine Lust zu rauchen, doch damit werde ich meine gespielte Gelassenheit unterstreichen. Reno beobachtet mich. Er hat schon länger nicht an seiner Zigarette gezogen. Die Asche kann sich der Schwerkraft nicht entziehen und segelt in Zeitlupe auf seine Hose hinab.
Das Feuerzeug in meiner Hand zittert. Ich weiß nicht, ob es meine Hände oder Augen sind, die gerade schlapp machen. Ich kann die

Entfernung zwischen Flamme und Zigarette nur schwer abschätzen. Das leise Knistern des Tabaks verrät mir, dass die Zigarette brennt. Ich inhaliere den Rauch und spüre davon rein gar nichts in meiner Lunge. »Glaub mir, Reno, es wird nichts passieren«, lüge ich und puste dabei eine große Qualmwolke aus mir heraus. Reno schaut mich regungslos an. Er wartet auf einen Blick von mir, der meinen Satz noch bekräftigt. Ich gebe ihm, was er will. Ein selbstsicheres Augenzwinkern wird ihm sicherlich reichen.
»Dann ist ja alles klar.« Reno nickt, steht auf und klopft sich die Asche von seiner Hose.
»Ja«, sage ich leise. »Alles ist klar.«
Ich weiß, dass ich ihm damit unrecht tue. Er hat es am wenigsten verdient.

Marie und ich redeten über Probleme, wie andere Pärchen es auch tun. Ich sagte ihr, dass die Fuhre am Mittwoch bei Holger im Laden ankommen würde und ich danach mehr Zeit für sie hätte. Ich war kurz nach vier aus der Wohnung gegangen, um mit Holger und Forti noch einige Dinge zu klären. Ich versprach Marie, am frühen Abend wieder bei ihr zu sein. Sie wollte für mich kochen. Forti, seine Schwester Ella und ich gingen zusammen ins Pit Stop. Wir betranken uns hemmungslos. Ella versuchte ständig ihren Körper an meinen zu schmiegen. Forti tat so, als fände er das witzig. In Wirklichkeit machte es ihn rasend, was mich wiederum dazu animierte, Ellas Attacken zu erwidern. Ich kam erst um vier Uhr nachts nach Hause und setzte mich direkt wieder an meinen Rechner. Marie war wütend. Sie riss den Monitor vom Tisch.

Zwischen den Sofakissen finde ich meinen MP3-Schlüsselanhänger, den ich irgendwann achtlos auf das Sofa geschmissen habe. Ich knipse ihn an meine Gürtelschnalle, packe den Kopfhörer in meinen Rucksack und stelle ihn neben das Sofa. Dann greife ich zum Telefon und rufe Fortmeier an. Ella geht an den Apparat, auch gut. Ich sage ihr, dass sie Forti ausrichten soll, er habe morgen um sieben bei Hol-

ger im Laden zu erscheinen. Ich kenne Forti. Wenn man ihm keine Chance lässt sich zu beschweren, willigt er immer ein.
»Was vor heute Abend, Ella?«, frage ich plötzlich keck.
Nach einigen kurzen Atemlauten kommt ein vorsichtiges und fragendes »Nein« durch den Hörer. Ella ist über meine Offensive erstaunt. Um noch einmal zu unterstreichen, worauf ich hinaus will, frage ich, ob sie nicht Lust hätte, heute Nacht bei mir vorbeizukommen.
Ich setze mich an den Rechner, schiebe den Monitor nach hinten, so dass das Kabel in der halb herausgebrochenen Buchse durch die Wand arretiert wird. Ein Doppelklick auf das Spiele-Verzeichnis bringt das Tetris-Symbol zum Vorschein. Ich starte das Spiel. Nach dem Titelbild erscheint die Highscore-Liste. An erster Stelle blinken die drei Buchstaben »MAR«. Ich klicke auf den viereckigen Kasten mit der »Start Game«-Aufschrift und versuche mich auf das Spiel zu konzentrieren. Anfangs ist es noch leicht, und ich kämpfe mich Level um Level höher. Die Balken und Blöcke zischen immer schneller hinab und bilden immer schwierigere Barrieren und Probleme, die nicht mehr durch pure Logik zu lösen sind. Links oder rechts? Die Welt um mich herum verschwimmt, bis sie nicht mehr vorhanden ist. Meine ganze Konzentration ist auf die T- und L-förmigen Klötze gerichtet. In meinem Zustand kann ich keine sinnvollen Entscheidungen mehr treffen. Mein Herz rast. Es liegt schon Jahre zurück, dass mich ein Computerspiel derart ins Schwitzen gebracht hat. Jede falsche Anordnung der farbigen Klötze wird auf der Stelle bestraft. Die Gelenke in meinen Fingern beginnen allmählich zu schmerzen, und meine Bewegungen werden hölzern. Dann löst sich meine Hand vorsichtig von der Tastatur. Ich erlaube, was früher oder später auch gegen meinen Willen passiert wäre. Die Bausteine stapeln sich Linie für Linie übereinander, bis sie den Bildschirm völlig verbaut haben und die Worte »Game Over« erscheinen. Es gibt keinen anderen Ausweg, und doch bleibt es meine Entscheidung, dieses Spiel zu verlieren.

Ich sah dabei zu, wie der Monitor zu Boden krachte. Ein Ruck durchfuhr meinen Körper, als ein Stück aus dem Gehäuse unter lautem Ächzen zersplitterte. Der offene Computertower, der mit dem Monitor verkabelt war, folgte dem Bildschirm, kippte langsam zur Seite und knallte dann auf den Tisch. In ihm war die Seele des Computers und mein Herzstück zugleich: die Festplatte. Ich nahm nicht wahr, auf was meine geballten Fäuste niederschlugen. Ihre zierlichen Arme, die sie schützend vor mir hob, schmetterten immer wieder zurück, bis sie schließlich zusammengekauert vor meinen Füssen lag. Ich hatte sie nur selten weinen sehen, doch jetzt fiel es ihr schwer die Tränen zurückzuhalten. Ich nahm die Festplatte und ging wortlos davon, ohne sie ein letztes Mal anzuschauen. Erst am späten Nachmittag kam ich wieder nach Hause. Der Anrufbeantworter wartete mit einer Nachricht von Maries Mutter auf. Marie würde nicht mehr wiederkommen. Ihr Vater hatte einen Zettel hinterlassen. Er drohte damit, meinem Tun ein Ende zu setzen.

Neben mir liegt Ellas warmer Körper. Sie schläft mit dem Rücken zu mir. Ich habe wieder einmal kaum ein Auge zugetan. Ich lege vorsichtig meine Hand unter ein Büschel ihrer schwarzen Locken, führe es zu meinem Gesicht und rieche daran. Obwohl ich gehofft hatte, es wäre anders, riechen sie gut. Glücklicherweise hat Ella nicht sehr viel Ähnlichkeit mit ihrem Bruder. Der Gedanke, mit der weiblichen Version von Forti ins Bett zu gehen, hätte mich gestört.
Draußen wird es allmählich wieder hell. Die Vögel auf dem Baum vor meinem Fenster bereiten sich auf ihr übliches Pfeifkonzert vor. Ich stehe auf und gehe in die Küche. Auf einem Holzbrett liegen zwei vertrocknete Scheiben Toastbrot. Aus dem Kühlschrank nehme ich eine Packung Butter, die längst abgelaufen ist, und schmiere etwas davon aufs Brot. Meine Zunge ist derart gelähmt, dass ich den ranzigen Geschmack kaum bemerke. Ich schlucke die letzten Bissen hinunter. Mein Magen schläft noch, ich spüre, wie sehr er sich dagegen wehrt, mit der Verdauung zu beginnen. Dann ziehe ich mich an, nehme mir noch den Rucksack und verlasse meine Wohnung.

Auf der Straße ist kein Mensch. Die Temperatur und das spärliche Sonnenlicht lassen jetzt schon vermuten, dass auch dieser Tag wieder ungewöhnlich kalt für die Jahreszeit werden wird. Ich schlendere über die Straße zu meinem Auto, das gleich um die Ecke steht. Auf der Windschutzscheibe hat sich Tau gebildet. Mit dem Ärmel meines Pullovers wische ich eine kleine Stelle frei, gerade groß genug, um eine ausreichende Sicht auf die Straße zu haben.
Ich parke den Kombi schräg auf dem Gehweg vor dem Schaufenster. Auf zwei Monitoren flimmern unscharf Werbeslogans in einer Endlosschleife. Die Tür ist offen. Holger, Forti, Mick und Reno erwarten mich bereits. Obwohl ich mir sicher bin, am wenigsten von uns vieren geschlafen zu haben, sieht jeder von ihnen um einiges fertiger aus als ich.
»Hey, endlich!« Forti versucht zu lächeln. »Die Ladung kommt jede Minute!«
Ich lächle zurück. Keiner der Idioten findet es seltsam, dass wir alle um sieben Uhr morgens in Holgers Laden stehen, um auf eine CD-Lieferung zu warten, die doch durchaus noch einige Zeit hier bei Holger hätte auf uns warten können.
Natürlich kann sich Forti die Frage, wie mein Abend mit Ella verlaufen ist, nicht verkneifen.
»War ganz nett«, sage ich beiläufig. »Wir haben nur etwas gequatscht. «
Obwohl er genau weiß, was passiert ist, zeigt er sich zufrieden mit meiner Antwort. Reno zündet sich unruhig eine Zigarette an und lehnt sich an die Theke. Er ist zwar nicht unbedingt ein Freund vieler Worte, trotzdem wundert es mich, dass er, seitdem ich hier bin, völlig stumm geblieben ist. Ich versuche seinem Blick auszuweichen. Ein Lastwagen, der vor die Tür des Lieferanteneingangs rollt, hält Holger davon ab, Reno auf das Rauchverbot im Laden aufmerksam zu machen.
»Na also!« Holger stapft als erster nach draußen, gefolgt von Mick und Forti. Während sich die drei Lemminge um den Lieferwagen positionieren, schaut mich Reno immer noch an. Ich zögere kurz,

dann nicke ich. Ein Arbeitskollege von Mick klettert aus der Fahrerkabine und begrüßt ihn freundlich. Dann geht er zur Rückseite des Lastwagens, öffnet den Laderaum und hievt einen Karton nach dem anderen von der Ladefläche. Ebene für Ebene stapelt er die Kästen vor unseren Füßen übereinander. Links, rechts, ich weiß nicht, wohin ich gucken soll, ohne nervös zu erscheinen.
Nach einer halben Stunde liegt etwa die Hälfte der insgesamt vierzigtausend illegal gepressten CDs vor uns. Alle auf einem Haufen und in unscheinbaren braunen Kartons verpackt. Holger unterschreibt krakelig einen Wisch für acht Monitore, die er laut Lieferschein erhalten haben soll und lächelt dabei dem Fahrer zu. Mick greift in seine Tasche und holt ein kleines Bündel Hunderter heraus, das er in einen Händedruck verpackt an seinen Arbeitskollegen weitergibt. Reno steht vor mir. Er ist nervös. Das Gefühl, diese ganze Situation schon einmal erlebt zu haben, überkommt mich für einen kurzen Moment. Wahrscheinlich liegt es daran, dass Pharaohs ebenfalls beim Umladen vor seiner Garage von der Polizei verhaftet worden ist.
»Alles klar, Reno?«, frage ich leise. Reno regt sich kaum. Ich schaue mich noch einmal um. Niemand zu sehen.
»Wir sind quitt«, schießt es mir immer wieder durch den Kopf. Doch das Gefühl, Reno Unrecht zu tun, drängt sich in den Vordergrund. Was hätte Reno eigentlich mit der Sache zu tun, wenn ich ihn nicht zu unserer Group geholt hätte? Er würde weiter irgendwelche Möbel schleppen und, obwohl er schon einmal im Knast gesessen hat, auch jetzt noch jedem die Nase brechen, der mir zu nahe käme. Ich greife in meine Jackentasche, hole meine Autoschlüssel heraus und reiche sie ihm.
»Stell mal meinen Wagen um«, sage ich in ungekonnt beiläufigem Ton.
Mick, der gerade mit einem Karton in den laden marschiert kommt, dreht mir den Kopf zu. Reno guckt mich misstrauisch an.
»Den Kombi«, sage ich etwas lauter. »Ich bekomm da vorne 'ne Knolle.«

»Ja nu, jetzt doch nicht«, meckert Mick. »Es ist gerade mal kurz nach halb acht, und wenn da jemand kommt, sehen wir das doch.«
Ich ignoriere Mick und schaue Reno in die Augen. »Stell schon den Wagen um«, presse ich fast lautlos über meine Lippen. Reno bewegt sich nicht. In seinem Gesicht zeigt sich ein Anflug von Panik. Was ist los mit ihm? Will der Trottel ausgerechnet jetzt damit anfangen mir zu misstrauen? Ich schaue noch einmal über meine Schulter. Noch sieht alles ruhig aus.
»Was soll der Scheiß!«, ruft Forti, der schon seinen dritten Karton in den Laden getragen hat. »Fahr ihn doch selber weg!«
»Komm, ich mach das.« Mick versucht mir den Schlüssel aus der Hand zu nehmen.
»Nein, warte«, unterbricht ihn Reno. »Ich geh schon!«
Na also. Ich nicke Reno zu. Dann gehe ich mit Holger hinaus. Ich nehme mir auch eine Kiste und trage sie in den Laden.
Reno geht zum Auto.
Vom Laden aus habe ich alles im Blick. Rechts der Lieferanteneingang, vor mir das Schaufenster, vor dem mein Kombi steht. Reno versucht den verbogenen Schlüssel ins Schloss zu bekommen. Die meisten Kisten sind bereits im Laden.
Reno fummelt an dem Zündschloss herum. »Bieg das Ding gerade«, flüstere ich leise vor mich hin.
»Was ist, hilfst du jetzt, oder was?«, ruft mir Mick wild gestikulierend zu.
»Ja, ja! Ich komm ja schon!«, brülle ich zurück.
Reifenquietschen, zwei, nein, drei dunkle BMWs kommen hinter dem Lastwagen zum Stehen.
Reno bekommt den Schlüssel ins Schloss.
»Fahr du Depp ... fahr!«
Vier Leute stürmen aus dem einen, drei weitere aus den anderen Autos. Sie haben uns umzingelt und kommen auf uns zu. Einer von ihnen schnappt sich Forti, der sich wie gelähmt einkassieren lässt.
Reno sitzt im Auto, der Motor springt an.

Holger rennt aus dem Lager und läuft einem Polizisten direkt in die Arme.
Reno merkt, dass etwas nicht stimmt. Er reckt seinen Hals, sieht aber nicht, was um die Ecke geschieht.
Wir haben keine Chance zu entkommen. Überall um uns herum stehen Polizisten und Ermittler.
»Fahr, du Dorftrottel!«, brülle ich so laut ich nur kann.
Anscheinend will niemand den Fahrer des Lasters festnehmen, der mit aufgerissenen Augen und erhobenen Händen dabei zusieht, wie alle anderen in Gewahrsam genommen werden. Ich spüre, wie ein Beamter von hinten meine Handgelenke zu fassen bekommt.
Reno bleibt unbeweglich im Auto sitzen und beobachtet mich. Ich fühle, wie das kalte Eisen der Handschellen um meine Gelenke einrastet. Reno schaut mich noch immer an. Die dummen Gesichter von Mick, Holger und Forti, die in Handschellen in den BMW verfrachtet werden, kann ich von hier aus schon nicht mehr sehen. Reno steigt ruhig aus dem Kombi, den Blick noch immer auf mich gerichtet. Der LKW-Fahrer sitzt bereits in einem anderen Wagen, der erst vor wenigen Augenblicken dazugestoßen ist. Einer der Beamten geht langsam auf Reno zu, der seine Hände hebt, um zu demonstrieren, dass von ihm kein Widerstand zu erwarten ist. Erst als man ihn abführt, lässt sein Blick von mir ab.
Ich hoffe, jetzt nicht im selben Wagen mit ihm sitzen zu müssen. »Kommen Sie«, höre ich die tiefe und strenge Stimme des Beamten hinter mir sagen, der meine Hände noch immer fest im Griff hält. Ich versuche mich herumzudrehen, so dass ich ihm ins Gesicht sehen kann. Mit einem kräftigen Ruck an meinen Handschellen weist er mir die Richtung.

VIRUS

»HALT! STEHEN BLEIBEN!«, HALLTE ES MIR NACH. DOCH ICH RANNTE WIE WAHNSINNIG DIE ENDLOS SCHEINENDE STRASSE HERUNTER. DIE POLIZEI WAR HINTER MIR HER UND DAS ALLES NUR WEGEN EINES LACHERLICHEN VIRUS.

Es musste irgendein Talent geben, das ich besaß. Manche Leute sind künstlerisch begabt und können ohne viel Mühe ein schönes Bild oder eine Skulptur erstellen. Andere haben ihre Fähigkeiten in den Bereichen Musik, Sprache oder Mathematik. Jeder schien etwas mit sich anzufragen zu wissen. Nur ich konnte auf die Frage, was ich nach der Schule anfangen würde, bloß mit »lange ausschlafen« antworten. Der Spruch war immer für ein Lächeln gut, für mehr aber auch nicht. Was für Fähigkeiten hatte ich eigentlich? Was interessierte mich? Da saß ich nun und überlegte.

Ich hatte mich zu spät zur Berufsschule angemeldet, so blieb mir für die Suche nach einem Ausbildungsplatz gerade mal eine Woche. Ich schnappte mir die erstbeste freie Stelle bei einer kleinen Firma namens Werner Bürotechnik. Ich entdeckte den Laden an der Ecke einer kleinen Seitenstraße. Über dem Schaufenster strahlte die Neonleuchtschrift in einem undefinierbaren Farbton. Zudem funktionierte sie auch nicht mehr richtig, denn hin und wieder erlosch der untere Bogen des Bs, so dass der Laden auch Werner Pürorechnik hätte heißen können.

Herr Werner, ein alter Meister-Elektroniker um die siebzig, entschloss sich nach kurzer Unterhaltung, mich als seinen neuen Auszubildenden einzustellen. Er zeigte mir bei einem Rundgang die Räumlichkeiten des Betriebs. Mir wurde schnell klar, dass der Laden nicht viel hergab. Ein kleines Büro, in dem drei Computer aufgestellt waren, eine Reparaturwerkstatt, ein noch kleineres Büro, in dem sich

Frau Werner um die Finanzen kümmerte, und ein Ladenlokal mit einer kleinen Verkaufstheke. In einer Art Abstellkammer befand sich noch ein Serverraum, in dem der Linux-Rechner und die Standleitung zum Internet untergebracht waren. Herr Werner wies ausdrücklich darauf hin, dass sich niemand ohne seine Erlaubnis in diesem Raum aufhalten durfte. »Da drinnen hat niemand etwas zu suchen«, schimpfte er, als hätte ich mich bereits über diese Anweisung hinweggesetzt.
Die Stammkunden, die hier täglich einmarschierten, kauften allen möglichen Kram, den man in einem Büro braucht. Meistens Druckerzubehör wie zum Beispiel Farbbänder oder Druckerpatronen. Davon hatten wir eine ganze Menge. In meiner überstürzten Suche nach einem Ausbildungsplatz war ich bei einem furchtbar langweiligen Familienbetrieb gelandet.

In der Reparaturwerkstatt hatte ich mich schon nach kurzer Zeit mit meinem Leidensgenossen Marcel angefreundet. Er war groß und kräftig gebaut, und für seine fünfundzwanzig Jahre sah sein Gesicht schon recht verlebt aus. Auf den ersten Blick hätte man sich vor seiner kolossalen Gestalt fürchten können, doch Marcel war ruhig und zurückhaltend, fast schüchtern. Von ihm lernte ich eine Menge über die Reparatur von Schreibmaschinen. Er zeigte mir die Unterschiede zwischen einer Olympia SM Carrera de Luxe und einer Brother SM LW 800 ic, einem sogenannten Inkjet-Schreibcomputer. Marcel reparierte einfach jede Maschine, die ihm unter die Finger kam und erklärte mir alle Details. Nach kurzer Zeit wusste ich sogar über Oldtimermodelle Bescheid, etwa über die Ideal A-Schreibmaschine, die schon im Jahr 1900 ein schräges Segment besaß. Marcels absoluter Favorit jedoch war die Albus Perkeo. Eine portable Schreibmaschine mit zwei Schwinghebeln und Vorderaufschlag. Die Albus, übrigens hauptsächlich aus Aluminium gefertigt, erschien 1912, wurde dann aber traurigerweise nach dem zweiten Weltkrieg durch die Urania Piccola ersetzt.

Auch wenn mich die Materie sonst nur mäßig interessierte, lauschte ich Marcels Exkursen gerne. Ihm fiel zu der langweiligsten Schreibmaschine noch immer eine kleine und spannende Anekdote ein. Im Gegenzug erklärte ich ihm, wie das Internet funktioniert. Marcel hatte wirklich keine Ahnung davon, da er sich bisher immer dagegen gesträubt hatte. Schon nach wenigen Wochen gemeinsamer Arbeit richtete er sich jedoch eine eigene Email-Adresse ein und hatte einen Heidenspaß am Surfen.
Es dauerte nicht lange, bis Herr Werner sich meiner annahm und mich vor einen der Computer setzte, die sonst nur als Ausstellungsstücke herumstanden. Er erklärte mir kurz, was zu tun sei, und ich legte los, was das Zeug hielt. Kundenspezifische Hilfsprogramnme und kleine Applikationen. Nebenbei stellte ich den Großkunden Software vor, zeigte und erklärte ihnen Vorteile von Fakturierungsprogrammen und Datenbanken. Ich erinnere mich allerdings nicht, jemals auch nur eines dieser Programme verkauft zu haben.
Die Arbeit als Programmierer bei Werner Bürotechnik war mein Schutzschild vor dem täglichen Terror des Ladens. Marcel dagegen wurde zur Arbeit versklavt. Dazu kam noch, dass sich Frau Werner, eine streitsüchtige alte Schachtel, Marcel bei jeder Gelegenheit vorknöpfte, um ihm seine Inkompetenz vorzuwerfen. Ohne einen Ton von sich zu geben, ließ sich Marcel nahezu jede Schikane gefallen. Hin und wieder schien mir der Bogen endgültig überspannt und ich erwartete, Marcel müsse nun explodieren. Doch er nickte nur freundlich und ging dann wortlos wieder an die Arbeit.
Marcel machte seinen Job hervorragend. Manchmal schaffte er das Pensum einer halben Woche an nur einem Tag. Doch allein sein unsicheres Auftreten machte ihn unweigerlich zum Sündenbock für alles, was im Laden falsch lief. Wenn auf dem Durchschlag einer Quittung Druckerpatrone 610c statt 601c stand, war das Grund genug für einen Sturm in der Werkstatt.

Wenn außer uns niemand im Laden war, machten Marcel und ich unsere Späßchen. Ich schliff gelegentlich Centmünzen mit der Schleifmaschine eckig, Marcel verschaltete irgendwelche Verbindungen der Schreibmaschinen, sodass diese anfingen verrückt zu spielen oder die Sicherungen effektvoll durchbrannten. In der Mittagspause gingen wir dann immer zu einer Metzgerei, die nicht weit vom Laden entfernt war. Dort hatten sie eine gute Küche und verkauften zu annehmbaren Preisen köstliche, aber leider recht fettige Mahlzeiten. Um die Mittagspause verteilt saß ich täglich acht Stunden am Computer und hatte schon nach wenigen Wochen mehr als zwanzig Pfund zugenommen.
Den Meckereien von Frau Werner, die eigentlich immer nur Marcel galten, entzog ich mich, indem ich mich so sehr in meine Arbeit vertiefte, dass ich nicht mehr ansprechbar war. Ich ging sogar so weit, Herrn Werner hinauszubitten, wenn ich gerade an einem komplizierten Source hing. Es gibt nichts Schlimmeres, als während eines schwierigen Vorgangs unterbrochen zu werden. Herr Werner spazierte gewöhnlich kommentarlos hinaus und entschuldigte sich dabei noch. Ich fühlte mich durch meine Position als Programmierer privilegiert. Anders hätte ich es dort wohl auch nicht ausgehalten.

Wenn man lange Zeit an einem bestimmten Programm schreibt, hängt es einem irgendwann zum Hals heraus. Meistens braucht man dann eine Abwechslung oder eine kleine Pause. Das konnte zum Beispiel die Arbeit an Schreibmaschinen sein. So ging ich hin und wieder in die Reparaturwerkstatt, um mich auf andere Gedanken zu bringen. Doch Herr Werner sah es nicht gern, dass ich meine Hände beschmutzte und an den Schreibmaschinen herumhantierte, selbst dann nicht, wenn es viel zu reparieren gab. »Gehen Sie an Ihren Arbeitsplatz zurück«, mahnte er des öfteren. »Sie sind Programmierer, Schreibmaschinen reparieren gehört nicht zu Ihren Aufgaben.«
Also verbrachte ich einen Teil meiner selbst gesetzten Pausen damit, etwas anderes zu programmieren. Es mussten kurze Programme sein, ohne kompliziertem Code und Datenbank. Alles andere hätte

Anstrengung bedeutet. So programmierte ich Bildschirmschoner oder eine bessere Oberfläche für mein eigenes Terminalprogramm, an dem es eigentlich immer etwas zu verfeinern gab.
Jeder Programmierer träumt davon, etwas Besonderes zu schaffen. Wenn man mit Sätzen wie »Das kann der Computer nicht« oder »Das ist technisch nicht möglich« konfrontiert wird, ist es immer wieder ein besonderer Ansporn, es doch zu versuchen. Ein Komprimierungsprogramm zu erstellen, das Daten besser packen kann als jedes andere, wäre zum Beispiel so ein Erfolg. Alle würden über denjenigen sprechen, der das geschafft hätte. Es gibt nichts Schöneres für einen Programmierer, als von irgendeinem Menschen angesprochen zu werden, der ihn als Autor eines bestimmten Programms wiedererkennt: »Du bist Thomas Leffer, *der* Leffer, der dieses Terminalprogramm geschrieben hat?«Mit jedem Zeichen, das ich in den Computer eingab, hoffte ich einer solchen Situation näher zu kommen.
In einer Computerzeitschrift hatte ich von einem Typen namens Chris gelesen, den man als Helden alter Zeiten feierte. Er hatte SCA programmiert, den allerersten Bootblock-Virus auf dem Amiga. Das Kürzel SCA stand für den Namen seiner Group: Swiss Cracking Association. Es muss irgendwann in den frühen 80er Jahren gewesen sein, als ein Freund von Chris behauptet hatte, es sei unmöglich, ein Programm im Bootblock eines Diskette unterzubringen. Daraufhin gelang es ihm tatsächlich, ein kleines unerkennbares Programm zu verfassen, das eben doch in den Bootblock passte. Das Programm hatte die Eigenschaft, sich im Speicher des Computers festzusetzen und sich auf jede Diskette zu duplizieren, die man in den Computer einschob. Bei jedem dritten Neustart gab der Virus dann eine Warnmeldung auf dem Bildschirm wieder:

Something wonderful has happened!
Your AMIGA is alive!

Das Programm zerstörte nichts, nahm keine Rechenzeit in Anspruch, kurzum: Es war harmlos und sorgte nur für ein wenig Verwunderung.
Als ich eines Tages an meinem Terminalprogramm herumschusterte und davon träumte, wie mein Produkt den Markt erobern würde, erfuhr ich von Marcel, dass auch er noch immer seinen alten Amiga besaß. Er erzählte mir von verschiedenen seltenen Viren, die seinen Computer befallen hätten, und davon, dass er es nicht übers Herz brächte, sie zu killen. Auf seiner Festplatte ruhte unter anderem einer der ersten Amiga Linkviren, auf den er ganz besonders stolz war. »Der ist fast ausgestorben«, sagte er begeistert, als spräche er von einer bedrohren Tierart.
Es war schwer zu glauben, aber er war tatsächlich ein Fan dieser Viren und sammelte sie regelrecht. Früher hatte er selbst einmal versucht einen Bootblockvirus auf dem Amiga zu programmieren, war allerdings schon in den Anfängen gescheitert. Und so kam ich spontan auf die Idee, zur Abwechslung auch mal einen Virus zu programmieren. Marcel war von dieser Idee ebenfalls angetan und versprach den fertigen Virus in seine Sammlung aufzunehmen.
Ich begann also meine Idee in die Tat umzusetzen. Immer wenn ich Zeit und Lust harte, tüftelte ich an meinem Virus herum. Meistens saß ich jedoch an einem Programm für Herrn Werner, das in einer Apotheke die Abrechnung für Kuriere erledigen sollte.

Ich hatte mich den ganzen Vormittag über mit dem Apothekenprogramm beschäftigt. Marcel saß in der Werkstatt und blätterte in einem Katalog für Schreibmaschinenzubehör. Herr Werner war zur Post gefahren, um Wertkarten für die Frankiermaschine zu kaufen. Ich konnte also tun und lassen, was ich wollte.
Um mir selbst eine kleine Pause zu gönnen, schaute ich bei Frau Werner vorbei und hörte mir ihre Tratschgeschichten an, was ich sofort bereute. Nachdem ich mich von ihr befreit hatte, entschied ich mich, weiter an meinem Virus zu arbeiten. Die Zeit, die ich bereits darauf verwendet hatte, ging eindeutig auf Kosten des Apothekenprogramms. Der Quellcode des Virus hatte mittlerweile die akzeptable Größe von zwanzig Seiten, die noch einer gründlichen Überarbeitung bedurften. Kompiliert machte die Datei fünf Kilobyte aus. Kleiner als die Speicherkapazität einer Telefondatenbank, die man für zwei Euro in allen Farben hei Werner Bürotechnik erstehen konnte.
Als ich mich wieder an den Rechner setzen wollte, saß Marcel vor dem Bildschirm, was nicht allzu häufig vorkam. Er informierte sich im Internet bei einem Schreibmaschinenversand über die Preise. Anscheinend hatte er sonst nichts Wichtigeres zu tun. »Bin sofort fertig«, murmelte er. »Wollte nur was nachgucken.« Ich sagte ihm, er solle sich Zeit nehmen, und setzte mich so lange neben ihn.

In der Berufsschule war Informatik verständlicherweise mein Lieblingsfach. Von unseren beiden Informatiklehrern, Herrn Fröhlich und Herrn Kowelevski, wurden uns regelmäßig Aufgaben gestellt. Einmal mussten wir ein Programm entwickeln, das bei der Handhabung von Tabellen Hilfe leisten sollte. Ich hatte diese Fingerübung bereits in der ersten Stunde vollendet, während andere noch die darauffolgende Woche daran zu kauen hatten. So konnte ich mir die Zeit nehmen, durch die Reihen zu gehen und den Leuten bei ihren ersten Programmierschritten über die Schulter zu schauen. Alle Schüler hatten die gleiche Aufgabe, dennoch ging jeder anders vor.

Ein Programm ist wie ein Bild. Es trägt den Duktus des Künstlers. Manch einer programmiert umständlich, und sicherlich kommt er mit einem längeren und aufwendigeren Programm auch zum Ziel. Ein sauberer Code hat jedoch seine Vorteile. Zunächst einmal ist er schneller programmiert, arbeitet besser und ist für den Programmierer leichter nachvollziehbar, wenn er sich des Quellcodes nach längerer Pause wieder annimmt.
Zu Herrn Fröhlich hatte ich ein besonderes Verhältnis aufgebaut. Er hatte meine Fähigkeiten schnell erkannt und eingesehen, dass er eine Menge von mir lernen konnte. Als ich ihm gezeigt hatte, wie man problemlos 3D-Objekte in den eigenen Source einbauen konnte, und sie dann hinterher in Echtzeit über den Bildschirm flitzten, obwohl der Rechner eigentlich nicht die notwendige Leistung dazu hatte, war ihm das wie ein mittleres Weltwunder vorgekommen.
Während die anderen noch an ihrer Aufgabe tüftelten, zeigte ich ihm meinen Virus, dem er mit wissenschaftlichem Eifer begegnete. Er hatte nur eine vage Ahnung, wie man Viren herstellen konnte und interessierte sich dafür, wie diese im Inneren ausschauten. Schließlich bat er mich um eine Kopie des Quellcodes. Mein Virus war nichts Besonderes. Sicher, ich hatte eine Menge Arbeit in ihn investiert. Doch der Virus hatte keinen kreativen oder ausgefallenen Code, der für irgendjemanden von Interesse gewesen wäre. Also gab ich ihm den Quellcode, ohne weiter darüber nachzudenken.
Er war natürlich begeistert und fragte mich nach Befehlen, die ich im Code benutzte und die er nicht kannte. Ich erklärte sie ihm ausführlich. Der Virus war einfach gestaltet. Einmal gestartet, setzte er sich im Speicher fest und gab die übrigen Speicherressourcen frei. Von dort aus beobachtete er bestimmte Programme. Startete der Benutzer ein Programm auf seinem infizierten Rechner, beispielsweise einen Mailer, wurde mein Virus aktiv. Er drängelte sich als Attachment an jede Email. Damit hatte ich meinen Virus mit einer wichtigen Eigenschaft ausgestattet: Er duplizierte sich. Um unerkannt zu bleiben, versteckte er sich zwischen wichtigen Systemdaten, an die sich gewöhnlich nur ausgeschlafene Fachleute heranwagten. Von dort wur-

de er jedes Mal automatisch gestartet, wenn das System startete. Ähnlich wie der SCA-Virus zerstörte mein Programm nichts, es ließ bloß die Sekundenanzeige der Systemuhr auf dem Bildschirm rückwärts laufen.
Eine Kleinigkeit für jeden Programmierer. Was ich damit bezwecken wolle, fragte mich mein Lehrer irritiert. »Vielleicht landet das Ding irgendwann mal in der Liste eines Anti-Virenprogramms. Dann hänge ich mir den Ausdruck an die Wand«, antwortete ich.

Es war wieder einer dieser zähflüssigen Tage, an denen ich die Minuten bis zur Mittagspause zählte, als ich den Virus als Attachment unter einem falschen Emailkonto an alle Leute aus meinem Adressbuch verschickte. Mein Virus hatte noch keinen Namen, also nannte ich die Datei einfach »Pornpic.jpg.exe«. Später entschloss ich mich dann für einen anderen Namen und versendete den Virus als »CoolCar.jpg.exe« an die Leute, die ihn noch nicht erhalten hatten. Und schließlich kam ich auf die Idee, das Ding »sex.jpg.exe«, zu nennen und sandte es an all diejenigen, die noch übrig waren. Danach surfte ich noch etwas im Web und entdeckte einige Emailadressen von Virenkillerprogrammierern. Wunderbar, denen schickte ich meinen Virus mit Namen wie ‚»I_am_a_virus.exe« oder »Danger.exe«. Irgendjemand würde meinen Virus schon entdecken, auseinandernehmen und dann ein kleines Schutzprogramm dazu erstellen. Ich freute mich schon auf das nächste Update der gängigen Virensoftware.
Es dauerte nicht lange, bis mich die ersten Reaktionen auf meinen Virus erreichten. Ich klickte mich gerade durch einige Websites, als ich zufällig auf einer Informationsseite über Viren eine Warnmeldung las. Es wurde auf einen sogenannten Cool-Car-Virus aufmerksam gemacht, der auch unter anderen Aliasnamen auftauchen konnte. Das Lächeln erlosch, als ich drei Zeilen weiter etwas Erschreckendes lesen musste. Mein Virus hatte innerhalb von nur wenigen Tagen tausende von Systemen infiziert und einen erheblichen Schaden angerichtet. Offensichtlich zerstörte der Virus gezielt Systeme und

löschte unwiederbringlich die Daten. »Das kann nicht sein, das muss ein anderer Virus sein«, dachte ich. Mein Virus zerstörte nichts, er war doch harmlos.
Um den Beweis zu bekommen, dass ich nicht der Autor dieses Programms sein konnte, wollte ich den Virus unbedingt sehen. So rief ich Suarek an, einen Freund, der für eine große Computerfirma arbeitete. Auch seine Firma hatte massenweise Emails mit dem Virus erhalten, trotzdem schickte Suarek mir den Virus, ohne Fragen zu stellen. Die Übertragung dauerte nicht lang, dann hatte ich den Virus und erkannte sofort, dass er nicht von mir stammen konnte.
Zunächst einmal hieß dieses Ding in meinem Postfach »Parasit.exe«. Ich war mir sicher, dass ich diesen Aliasnamen nicht gewählt hatte. Außerdem war die Datei über fünfzehn Kilobyte groß. Mein Virus hatte gerade mal fünf Kilobyte gehabt. Trotzdem, die Eigenschaften waren dieselben. Der Virus hängte sich als Attachment an Emails, und zu meiner großen Überraschung versteckte er sich im selben Systemordner wie meiner. Konnte jemand auf dieselbe Idee gekommen sein? Sicherlich wäre das möglich gewesen, aber es erschien mir eher unwahrscheinlich, dass so etwas zur selben Zeit geschieht.
Programmierer und Cracker haben Monitoring-Programme, mit denen sie jeden Prozess, den ein Programm durchläuft, auf Schritt und Tritt verfolgen können. Da ein Programm innerhalb von Sekunden viele Aufgaben erfüllt, ist es schwer, dies mit bloßem Auge zu tun. Aus diesem Grund benutzen viele Leute zusätzlich zu dem Monitoring-Programm einen sogenannten »Braker«. Ein Braker bremst das System und erleichtert so das genaue Beobachten. Der Vorgang ist vielleicht am besten mit einer Zeitlupenaufnahme zu vergleichen. Es lässt sich genau erkennen, wann und wie ein Schurke dem Helden eines Actionfilms einen saftigen Kinnhaken verpasst. Auch ich wollte wissen, wann und wie der Virus zuschlägt. Ich startete zusammen mit dem Virus mein Realtime-Monitoring-Tool und blickte gebannt auf den Bildschirm.
Der Parasit durchlief genau dieselben Prozesse wie mein Virus. Er war meinem wirklich erschreckend ähnlich. Der einzige Unterschied

bestand darin, dass er die wichtigsten Systemdaten zu zerstören versuchte. Wenn diese Daten zerstört werden, ist der Computer so gut wie verloren. Nur mit viel Zeit und Mühe kann es ein Fachmann schaffen, ein solches System zu retten. Mein Virus war mutiert.
Es schien mir eindeutig zu sein, dass sich irgendjemand meinen Virus vorgenommen, ihn dekompiliert und seinen eigenen Bockmist dazuaddiert hatte. Aber wer hätte das sein können? Etwa mein Informatiklehrer? Schließlich war er der einzige, dem ich meinen Quellcode gegeben hatte. Konnte er den Virus bearbeitet und in dieser Form in Umlauf gebracht haben? Er war nicht mehr als ein mäßig erfahrener Informatiker und ein lausiger Programmierer dazu. Nach kurzer Überlegung verwarf ich den Gedanken. Ich konnte mir diesen seriösen Typen unmöglich dabei vorstellen, wie er dem Virus kichernd Reißzähne verpasste. Das war ein völlig absurder Gedanke.
Nach langem Grübeln kam ich zu dem Ergebnis, dass ich ein paar Fehler gemacht hatte, die es im Grunde genommen jedem möglich machten, den Virus bis auf die Unterhose zu entkleiden. Fehler Nummer eins: Ich hatte den Virus an Freunde und Bekannte aus der Szene geschickt, die selbst erfahrene Programmierer waren. Fehler Nummer zwei: Ein Teil der Empfänger waren Leute, die gerne zur Elite der Szene gehören würden und in dem Irrglauben lebten, diesen Zustand nur mit blanker Zerstörungswut erreichen zu können. Fehler Nummer drei: Ein Virenprogrammierer tarnt sein Programm, um zu verhindern, dass es entdeckt wird. Er verschlüsselt Segmente in seinem Quellcode und arbeitet solange an seiner Datei, bis man sie fast nicht mehr dekompilieren kann. In meiner Unerfahrenheit hatte ich mich nicht sonderlich bemüht, den Code zu schützen. Mit verschiedenen Programmen, die man sich aus dem Internet ziehen kann, wäre es jedem Anfänger möglich gewesen, mein Programm zu dekompilieren.
Mir fiel auf, dass man durchaus Fehler eins und zwei in Kombination mir drei bringen konnte und auf diese Weise einen verheerenden Mix-Fehler Nummer vier erhielt. Diesen konnte man auch als Mix-Theorie Nummer eins bezeichnen. Mix-Theorie Nummer eins: Ich

hatte den Virus an einen geschickten und erfahrenen Programmierer geschickt, der von blinder Zerstörungswut getrieben wird. Dieser hatte wohl entdeckt, dass mein Code nicht geschützt war. Kurzerhand hatte er aus meinem harmlosen Husten eine Lungenentzündung gemacht. Daher war der Virus auch um mehr als acht Kilobyte gewachsen.

Das musste die Lösung sein! Ich war sauer, mehr als das, ich war stinkwütend. Warum konnte er nicht seinen eigenen Virus programmieren? Das war mein Bild! Er hatte der Mona Lisa einfach einen Schnurrbart verpasst, und seine Unterschrift darunter gesetzt.
Ein »Moment mal!«, das plötzlich in meine Gedanken platzte, bremste meine Entrüstung. Jemand, der verstand, wie man einen Virus scharfmachen konnte, hatte definitiv die Fähigkeiten, einen eigenen Virus zu programmieren. Im Grunde genommen wäre das viel einfacher gewesen. Es dauert eine Weile, bis man den Programmierstil einer anderen Person überblickt, und man muss sich intensiv mit dem Code beschäftigen, um ihn zu verändern. Was, wenn es dem Trittbrettfahrer letztlich gar nicht darum ging, die Lorbeeren für die Erstellung des Virus einzusacken? Was, wenn er nur wollte, dass man die Spur nicht zu ihm zurückverfolgen konnte, und der schwarze Peter absichtlich bei jemand anders, also bei mir, landete? In meiner anfänglichen Begeisterung hatte ich völlig übersehen, dass die Programmierung eines Virus nicht nur Ruhm und Ehre, sondern auch eine gewaltige Ladung Probleme mit sich bringen konnte.
Allmählich machte sich Unruhe in mir breit. Wenn aus irgendeinem Grund mein Name an die Öffentlichkeit gelangte, härte ich keine Chance, meine Unschuld zu beweisen. Man würde herausfinden, dass der Virus von hier aus losgeschickt worden war und ich der Autor dieses Programms war. Als ich einige Minuten fingernagelkauend vor denn Computer auf- und abmarschiert war, kam mir die rettende Idee.
Werner Bürotechnik war durch die Internet-Standleitung so etwas wie sein eigener Server. Ich musste nur die Protokolle aus dem Ser-

verraum sicherstellen, in denen jeder Ein- und Ausgang vermerkt war. Anhand der Protokolle konnte ich beweisen, dass ich nichts weiter als einen ungefährlichen Virus an wenige Adressen verschickt hatte. Damit musste klar sein, dass die aggressive Version des Virus nicht von mir stammen konnte.
Da es über die hauseigene Internetleitung nur wenig Verkehr gab, waren die Protokolle recht klein und gammelten noch tagelang auf der Festplatte des Serverrechners herum, bis sie automatisch gelöscht wurden. Es war also sicher, dass ich fündig werden würde. Ich konnte jedoch nicht so einfach in den Serverraum. Es war uns strikt verboten, den Raum zu betreten und den Server zu bedienen, wenn nicht ein triftiger Grund vorlag. Ich hatte zwar einen äußerst triftigen Grund, doch in diesem Fall wer es klüger, ihn für mich zu behalten.

Am Mittwoch wartete ich nervös auf die Mittagspause. Wenn niemand mehr im Laden war, wollte ich den Serverraum betreten und mir die Protokolle schnell auf CD brennen. Kurz vor ein Uhr war niemand mehr außer Frau Werner im Betrieb. Sie saß noch immer an ihrem Platz und tippte vor sich hin. Der Serverraum war gleich hinter ihrem Büro. Ich wartete noch eine Weile, aber anscheinend hatte sie vor, ihre Mittagspause hier zu verbringen. Nach einer Viertelstunde entschloss ich mich, es trotzdem zu versuchen. Ich atmete tief ein und aus, dann ging ich freundlich lächelnd in Frau Werners Büro.
»Ich geh dann mal was essen«, sagte ich. Frau Werner blickte kurz auf, nickte unbeteiligt und widmete sich wieder ihrer Arbeit. Anstatt aus dem Hintereingang zu spazieren, machte ich kurz vor der Tür einen kleinen Schlenker und huschte in den Serverraum. Ich war schon einmal mit Herrn Werner in dieser Kammer gewesen, hatte den Raum jedoch nicht so unordentlich in Erinnerung. Dicke Kabel lagen provisorisch zusammengeklebt auf dem Boden, und man wusste kaum, wohin man treten sollte. Zettel und CDs waren achtlos in die Ecke geworfen worden, und ein Staubfilm hatte sich auf dem Gehäuse des Computertowers gebildet. »Hoffentlich sieht das Innere der Festplatte nicht genauso aus«, ging es mir durch den Kopf. Ich

wartete und lauschte, ob Frau Werner etwas bemerkt hatte. Doch mein Täuschungsmanöver schien funktioniert zu haben.
Als ich mich einigermaßen sicher fühlte, packte ich einen Rohling aus, legte ihn ein und startete das Programm zum Brennen von CDs. Ich markierte die Protokolle der letzten Tage und klickte auf das »Burn« Symbol. Das rote Lämpchen, das den Schreibvorgang signalisierte, leuchtete auf. Das Laufwerk war nicht gerade eines der modernsten, also musste ich einige Zeit in der Kammer ausharren. Mit der Hand fegte ich etwas Staub zusammen und formte daraus kleine Kügelchen, um sie anschließend an die Decke zu flitschen. Die Mittagspause war fast zu Ende, als das letzte Protokoll auf die CD gebrannt war. Kurz bevor Herr Werner zurück in den Laden kam, saß ich wieder vor meinem Computer. Niemand hatte etwas bemerkt.
Auf meinem Arbeitsrechner lud ich die Protokolle in einen Texteditor und ließ nach den Namen suchen, unter denen ich den Virus versandt hatte. Ich wurde schnell fündig. Wie ich es mir gedacht hatte, war neben dem Datum auch die Bytegröße angegeben.
»Hi«, hörte ich eine Stimme hinter mir sagen. Ich fuhr herum. Marcel stand mit den Händen in den Hosentaschen vor mir.
»Was machst du?«, fragte er interessiert.
Ich richtete meinen Blick direkt wieder auf den Monitor, um zu signalisieren, dass mich seine Anwesenheit bei der Arbeit keineswegs störte. Es hätte keinen Sinn gemacht, die Protokolle als unwichtige Textdateien auszugeben. Zwar war Marcel in allem, was das Internet betraf, nicht sonderlich bewandert, doch schätzte ich ihn als Menschen mit technischem Verständnis. Ein Blick von ihm hätte genügt, um diese Protokolle zu identifizieren.
»Ich schaue mir nur einige Protokolle an«, sagte ich beiläufig.
»Was denn für Protokolle?«, hakte Marcel nach. Er machte einen Schritt auf den Monitor zu, um besser sehen zu können.
Unumwunden erklärte ich ihm, was es mit den Protokollen auf sich hatte, und dass jeder Vorgang, der von uns getätigt wurde, darin zu finden war.

»Interessant«, sagte er. »Das wusste ich gar nicht.«
Ich schloss die Datei und drückte auf den Auswurfknopf des CD-Laufwerks. Dann nahm ich die CD heraus und verstaute sie unauffällig in einer Schublade meines Schreibtisches.
Marcel fragte nicht, warum ich mir die Protokolle durchsah, und zu meiner Beruhigung ging er auch gleich wieder zurück an seine Arbeit.

Donnerstag. Das hieß zwei Tage Schule, Wochenende, dann wieder die Horrorfamilie Werner. Die ersten beiden Stunden hatte ich Informatik. Nachdem uns Herr Kowelevski aufgeschlossen harte, setzten sich alle an ihren Computer und tippten eifrig drauflos. Ich ahnte schon, was passieren würde. Ich wollte gerade mit meinen Aufgaben beginnen, als die Tür aufging und Herr Fröhlich mit wahrlich unfröhlicher Miene mit dem Finger auf mich deutete und mir signalisierte, ihn vor das Klassenzimmer zu begleiten.
Wir sprachen lange. Fast zwei Schulstunden lang. Natürlich hatte er von dem neuen Virus gehört. Ich erklärte ihm meine prekäre Lage. Er nahm alles sehr nachdenklich auf und zeigte mir mit verständnisvollen »Hm, Hmm«-Lauten, dass er durchaus bereit war, mir Glauben zu schenken. Ich erzählte ihm auch von meinen drei Fehlern und der Mix-Theorie Nummer eins. Wahrscheinlich verstand er das aber nicht ganz, denn die »Hm, Hmm«-Laute wurden immer leiser und änderten die Tonlage, so dass sie plötzlich sehr skeptisch klangen. Als ich ihm dann meine Empörung anhand des Mona Lisa-Beispiels zu erklären versuchte, unterbrach er mich.
Er schilderte mir ruhig und sachlich, was auf mich zukommen könnte, gleichgültig, ob ich schuldig wäre oder nicht. Seine Stimme bekam plötzlich einen beruhigenden und Vertrauen erweckenden Klang. Er erzählte mir, dass er Lehrer aus Überzeugung sei, ein Alt-68er, der unterrichte, um das System an der Wurzel zu verändern. Deshalb solle ich ihn auf meiner Seite wissen. Er räusperte sich kurz und begann aufzuzählen, was zu tun sei. Die Polizei habe sicherlich eine Ermittlung in Gang gebracht, und man fahnde landesweit, viel-

leicht sogar weltweit nach dem Täter. Er erzählte mir von verschiedenen Organisationen gegen Computerkriminalität, von denen ich bisher noch nichts gehört hatte. Meine Kehle schnürte sich langsam zu, und das Schlucken fiel mir schwer. Als mein Gesicht die Farbe der Wand hinter mir anzunehmen begann, ließ Herr Fröhlich abschließend seine Hände zusammenklatschen und eröffnete mir seine Lösung. Er empfahl mir, sämtliche Beweise zu vernichten und darauf zu hoffen, dass man mich nicht erwische.
Ich war gelinde gesagt erstaunt. So einen Vorschlag hätte ich von einem Lehrer nicht erwartet. Ich hätte gedacht, er würde mir dazu raten, mich bei der Polizei zu melden und meine Unschuld zu beteuern. Ich grübelte. Ich war noch nicht so ganz von seinem Vorschlag überzeugt. Wenn man mich schnappen würde und feststellte, dass ich Spuren absichtlich vernichtet hatte, wäre ich erst recht verdächtig.
Herr Fröhlich schüttelte energisch den Kopf. »Sie verstehen das falsch. Wenn man Sie erwischt, sind Sie nicht verdächtig, sondern fast schon verurteilt!«
Ich empfand diese Darstellung als etwas übertrieben, behielt das aber für mich. Um ihm vielleicht noch eine bessere Idee zu entlocken, verriet ich ihm, dass ich die Serverprotokolle auf CD gebrannt hatte. »Damit kann ich doch sehr leicht meine Unschuld beweisen.«
»Das ist doch nicht Ihr Ernst«, sagte er mit einem Lachen. »Das Serverprotokoll ist keinen Pfennig wert. So etwas kann man fälschen. Wenn Sie können, sollten Sie es lieber auch vernichten.«
»Hm.« Der Gedanke war mir bisher nicht gekommen. Die Protokolle waren einfache Textdateien. Mit dem Editor, den ich benutzte, um sie mir anzuschauen, hätte ich sie auch einfach umschreiben können. Mein Lehrer hatte recht, das Protokoll entlastete mich nicht. Die ganze Aktion war völlig umsonst gewesen. »Beweise vernichten?«, fragte ich dann noch einmal nach.
Fröhlich nickte: »Beweise vernichten.«
Also gut. Ich löschte alle Daten und Quellcodes auf meinem Computer zu Hause, was ungefähr zwei Minuten meiner Zeit in Anspruch nahm. Dann machte ich ein Backup aller wichtigen Dateien und for-

matierte die Festplatte neu. Doch damit war es nicht getan. Auf der Festplatte meines Arbeitsrechners sowie auf dem Servercomputer lagen ebenfalls Beweisstücke. Ich musste so schnell es ging an die Rechner meiner Ausbildungsstelle. Nur, wie sollte ich das anstellen? Sollte ich lächelnd in den Laden spazieren und etwas sagen wie: »Hallo, Herr Werner. Die Berufsschule ist heute ausgefallen und ich dachte mir ... Hey, ich lösche noch einige Beweisstücke von der Festplatte!«
Das war ein Problem. Ich konnte die Festplatte auf meiner Arbeitsstelle nicht einfach so formatieren, von dem Server ganz zu schweigen. Es waren noch andere Daten auf den Rechnern, die man in der Firma brauchte. Dazu kam, dass es nicht ausreichen würde, die Daten zu löschen. Wenn man auf einer Festplatte Daten löscht, werden sie nicht wirklich entfernt. Der für das gelöschte Programm reservierte Speicherplatz wird zwar zur Weiterverwendung freigegeben, das gelöschte Programm bleibt aber noch eine Weile als eine Art Schatten auf dem Datenträger. Man kann sich das vorstellen wie einen Karton, in dem eine Menge Gerümpel lagert. Dieser Karton wird von einem guten Bekannten verwaltet, der einem, immer wenn man es wünscht, eine Liste mit dem Inhalt des Kartons zukommen lässt. Wenn ich etwas aus dem Karton hinauswerfen möchte, gehe ich zum Kartonmanager und sage ihm: »Die Trillerpfeife soll raus aus dem Karton.« Der Kartonmanager sagt sich dann »Warum sollte ich die Trillerpfeife jetzt wegwerfen? Vielleicht wird sie ja noch gebraucht. Und überhaupt ist da ja noch genügend Platz im Karton. Ich werde einfach erzählen, ich hätte die Trillerpfeife aus dem Karton geworfen, und schmeiße sie erst weg, wenn der Platz benötigt wird, den sie einnimmt.« Wenn man nun den Kartonmanager um die Inhaltsliste des Kartons bittet, wird die Trillerpfeife nicht mehr vermerkt sein, obwohl sie in Wirklichkeit noch im Karton ist. Nun, es ist unschwer zu erkennen, dass der Karton die Festplatte simuliert und die Trillerpfeife eine Datei, also meinen Virus. Wenn ich den Virus löschen würde, könnte er mit bestimmten Hilfsprogrammen leicht wieder ins Reich der lebenden Bits und Bytes zurückgeholt werden. Ich musste

die Daten also mit einem Programm beseitigen, das eine Reinkarnation unmöglich machte. Das würde einige Zeit in Anspruch nehmen. Wäre ich sofort losgefahren, wäre ich erst nach der Mittagspause im Laden eingetroffen, also dann, wenn bereits wieder Betrieb herrschte. Außerdem nutzte Herr Werner die Tage, an denen ich nicht da war, um selbst am Rechner herumzufummeln und einige Programme auszuprobieren. Ich konnte ihn dann unmöglich vom Computer wegzerren und vorgeben, dass es für mich lebenswichtig sei, heute noch an dem Apothekenprogramm zu arbeiten. Wenn ich bis Montag wartete, konnte es schon zu spät sein. Ich zermarterte mir das Gehirn und sah letztendlich nur eine Möglichkeit. Ich musste zu später Stunde, wenn alle schon gegangen waren, in den Laden spazieren und in einer Nacht-und-Nebel-Aktion alle Beweise vernichten, die mich belasten konnten. Glücklicherweise war ich im Besitz des Schlüssels, was mir das Gefühl gab, ein nicht ganz so kriminelles Vorhaben in die Tat umsetzen zu wollen.
Als es langsam dunkel wurde, stellte ich mich innerlich auf meinen Plan ein. Um kurz vor zwölf war es dann so weit. In der Hoffnung, dass Herr Werner keine Überstunden machte, stieg ich in die Straßenbahn und fuhr zum Laden. Noch hätte ich umkehren können, doch mein Entschluss stand fest. Ich hatte mir eine hellblaue Hose angezogen, dazu Lackschuhe und ein recht hässliches grünes Hemd. Zwar war das nichtgerade der übliche Einbruchsdress, doch wollte ich vermeiden, dass ich durch meine Kleidung irgendwie auffiel.
Schon von weitem konnte ich die leuchtenden Buchstaben über dem Schaufenster erkennen. Ich vergewisserte mich, dass mich wirklich niemand beobachtete, und schloss die Tür auf. Noch ein Blick nach links, dann nach rechts - nirgendwo brannte Licht. Jetzt erst wagte ich einen Schritt hinein und zog die Tür hinter mir zu. Nachdem ich mich an die Dunkelheit und die Ruhe gewöhnt hatte, marschierte ich geradewegs in das Büro, in dem der Computer stand.
Obwohl sich das Bürofenster an einer ziemlich unbelebten Stelle der kleinen Straße befand und mich sicherlich niemand von draußen beobachtete, kostete es große Überwindung, das Licht einzuschalten.

Das Klicken und Piepsen des hochfahrenden Computers durchzuckte mich wie die Stiche von hunderten kleinen Stecknadeln. Der Computer brauchte eine Ewigkeit, um betriebsbereit zu werden. Ich fragte mich, ob Herr Fröhlich an eine solche Aktion gedacht hatte, als er mir empfahl, alle Beweise zu vernichten. Der Gedanke, dass jeden Moment Herr Werner aus dem Dunkeln treten könnte, um mich zu fragen, was ich hier triebe, ging mir durch den Kopf. Was hätte ich ihm erzählen können? Keine Ausrede hätte meinen heimlichen Einbruch rechtfertigen können. Als der Rechner endlich aufhörte, Geräusche von sich zu geben und nur noch auf meine Befehle wartete, wusste ich nicht so recht, wo ich anfangen sollte.
Zuerst installierte ich das Löschprogramm. Dann entfernte ich den Virus und alles, was man mit ihm in Verbindung hätte bringen können. Danach bearbeitete ich die Festplatte so, dass wirklich alles unwiederbringlich gelöscht wurde. Ich stand auf und ging durch das Büro von Frau Werner hindurch in den Serverraum, um auch die Transferprotokolle zu vernichten. Dieser Computer wurde niemals ausgeschaltet, also konnte ich mich gleich an die Arbeit machen. Ich bearbeitete das Gerät genauso, wie ich es zuvor mit meinem Arbeitsrechner getan hatte. Obwohl ich hier mehr hätte falsch machen können, blieb ich verhältnismäßig ruhig. Mit jedem Handgriff schien sich eine Art Routine einzustellen. Als auch das letzte Beweisstück ins digitale Jenseits befördert worden war, atmete ich auf und lehnte mich kurz zurück.
An die Ruhe hatte ich mich mittlerweile gewöhnt, und mir war nun wesentlich wohler. Ich deinstallierte gerade das Programm mit der Löschfunktion, als ein lautes Krachen am Eingang dafür sorgte, dass mir mein Herz bis in die Socken rutschte.
Noch während der Deinstallation schaltete ich den Server reflexartig aus, griff zum Lichtschalter und stand im Dunkeln. Das Klopfen meines Herzschlags jagte wie ein Technobeat durch meinen Körper. Ich versuchte erfolglos meinen Atem unter Kontrolle zu bringen. Als sich nach einiger Zeit immer noch nichts rührte, kam mir der Gedanke, dass ich das Geräusch durch meine Anspannung völlig über-

schätzt hatte. Ich wandte mich wieder dem Server zu und ärgerte mich über meine Panikattacke.

Der Servercomputer war aus. Eine Löschaktion gewaltsam abzubrechen, finden die wenigsten Computersysteme lustig. Jetzt würde es eine halbe Stunde dauern, bis sich das System reorganisiert hatte. Ich drückte auf den Powerknopf.

Plötzlich wieder ein Geräusch. Ich fuhr herum. Diesmal war es eindeutig keine Einbildung gewesen. Ich hatte es gehört, und es war laut. Es hatte sich wie das Zersplittern einer Scheibe angehört. Verstohlen wagte ich einen Blick in Richtung Eingangstür. Ich konnte kaum etwas erkennen. Doch! Draußen bewegte sich jemand. Eine dunkle Gestalt, die erst jetzt in mein Blickfeld getreten war. Ein Mann, kräftig gebaut, schwarze Kleidung. Ein Horrorbild von einem Einbrecher! Ich arbeitete nun seit über acht Monaten in diesem Laden, und ausgerechnet jetzt musste hier eingebrochen werden. Ein Albtraum.

Der Mann hatte das Fenster mit Folie beklebt und mit einer schweren Eisenstange dagegen geschlagen, um zu vermeiden, dass die Scherben mit lautem Getöse zu Boden fallen. Er zog sorgfältig die Folie mit den Scherben ab und legte sie neben sich auf den Boden. Danach griff er durch das Loch hindurch an die Klinke und öffnete die Tür. Ich konnte mich nicht bewegen, mein Körper reagierte nicht mehr auf meine Anweisungen. Mit einem Satz war er im Laden. In völliger Dunkelheit machte er sich auf den Weg zur Kasse. Er musste schon einmal hier gewesen sein.

Wollte er Geld? Bestimmt! Wollte er auch Computer klauen? Vielleicht. Ob er wohl bewaffnet war? Möglich. Mir gingen hundert Gedanken auf einmal durch den Kopf. Zu dumm, dass es keine Alarmanlage gab. Aber vielleicht war das ja auch mein Glück. Man stelle sich vor, der Alarm wäre losgegangen. Was hätte ich gemacht? Die Polizei kommt, eine zerbrochene Fensterscheibe, der Einbrecher über alle Berge und ein Azubi mit einer Ausrede, die dümmer nicht hätte sein können. Sollte ich mich verstecken und warten, bis er verschwunden war? Wenn ja, wo? Hier in dieser Kammer gab es kein

Versteck. Unter dem Tisch stand der Computertower mit Kabeln und Steckern, die ich im Dunkeln nicht sehen konnte. Angenommen, ich würde mich und meinen neuen Schwabbelbauch unter den Tisch bekommen, würde man den Krach bis nach draußen hören. Aber Moment! War ich nicht auch für den Laden verantwortlich und musste eingreifen? Wie ich Herrn Werner kannte, würde er mich als Dank für diese Heldentat in hohem Bogen rauswerfen. Und selbst wenn tief in mir eine so bescheuert selbstlose Ader ruhen sollte, wie hätte ich das überhaupt anstellen sollen? Sollte ich das Einbrechermonster mit dem Spock-Würgegriff stellen?

Ich musste mir eingestehen, dass ich keine sonderlich geistreichen Einfälle zutage brachte. Aber ich musste etwas unternehmen und mich aus diesem Schlamassel befreien. Kurzerhand griff ich zu einem Locher, der neben der Tastatur lag. Zwar war der Locher aus Metall und recht groß und massiv, aber als Waffe doch eher nicht zu gebrauchen.

Der Einbrecher hatte sich derweil ein paar Scheine aus der Kasse genommen und eingesteckt, dann kam er langsam in meine Richtung. Die Computer und Schreibmaschinen, an denen er vorbeiging, schienen ihn nicht zu interessieren. Zielstrebig kam er näher. Schon stand er in Frau Werners Büro, höchstens vier Meter von mir entfernt. Ich blickte mich noch einmal um. Der Computer reorganisierte fleißig vor sich hin. Mir wurde klar, dass der Einbrecher nicht nur wegen des Geldes oder der Schreibmaschinen hier sein konnte. Er wollte in den Serverraun. Jetzt konnte ich nicht anders, ich musste reagieren. Im Bruchteil einer Sekunde entschloss ich mich, den Einbrecher zu überraschen, ihn zur Seite zu schubsen und zu rennen, was das Zeug hält.

Den Metalllocher immer noch fest in meiner Linken, ging ich einen Schritt vorwärts. Mit weit aufgerissenem Mund und einem lauten Schrei rannte ich aus dem Serverraum in Frau Werners Büro. Der Einbrecher reagierte auf die kreischende Gestalt mit einem gewaltigen Sprung, als hätte er in die Steckdose gegriffen. Er ließ seine Eisenstange zu Boden fallen, hastete wie vom Affen gebissen zur Ladentür, riss sie auf und rannte hinaus auf die Straße. Die Ladentür knallte heftig und laut gegen den Stopper, und die durch den Einbruch lädierte Glasscheibe zerfiel endgültig in tausend Einzelstücke.
Sofort hörte ich Hunde bellen und wollte ebenfalls wegrennen, doch meine Knie schlackerten wie Wackelpudding. Also ging ich vorsichtig zum Ausgang und spähte auf die leere Straße, um zu sehen, wohin der Einbrecher geflohen war. Ich entschied mich für die entgegengesetzte Richtung.
Links an der Ecke hörte ich lautes Quietschen. Ein Polizeiwagen. Zwei Beamte sprangen heraus und rannten mit gezückten Laschenlampen auf den Laden zu. Sie konnten meinen Scharten erkennen, nicht aber mich. »Halt! Stehen bleiben!«, hallte es mir nach. Doch ich rannte wie wahnsinnig die endlos scheinende Straße herunter, ohne einen Gedanken ans Stehenbleiben zu verschwenden.
Die Beamten verfolgten mich gar nicht erst zu Fuß. Ich hatte einen zu großen Vorsprung. Sie rannten zurück zu ihrem Wagen und nahmen dann die Verfolgung auf. Auf dieser langen Straße würden sie mir sicher schon nach kurzer Zeit aus dem Autofenster entgegenlachen. Mein dicker Bauch wabbelte von der einen zur anderen Seite. Ich kam nur mäßig voran. Ein irrer Einbrecher rennt mit einem geklauten Locher die Straße hinunter. Es musste ein grotesker Anblick gewesen sein. Zu allem Überfluss knickte ich wegen meiner Lackschuhe mit dem Fuß um und landete mit schmerzverzerrtem Gesicht auf dem Boden.

Irgendeine Stimme in mir sagte, dass ich aufstehen sollte. Mehr noch, sie befahl es. »Steh auf, du Fettsack und renn weiter!«, rief sie und ich sprang wieder auf. Ich spürte deutlich den Schmerz in meinem Fuß, als ich ihn aufsetzte. »Vielleicht doch besser nicht«, dachte ich und humpelte im Schneckentempo vorwärts. In meinen Händen hielt ich noch den Locher und versuchte ihn irgendwo in meinen Taschen zu verstauen. Mir kam gar nicht der Gedanke, das unnütze Ding einfach in den nächstbesten Busch zu schmeißen. Der Polizeiwagen hielt unmittelbar links von mir, zwei Beamte schauten hastig zu mir rüber. Ich blickte entsetzt zurück und blieb atemlos stehen.
Einer der Beamten musterte meine Kleidung, die ganz und gar nicht nach Einbrecher aussah, dann fiel sein Blick auf den Locher. »Sie haben angerufen?«, fragte er mich. Ich nickte und hielt den Locher in die Höhe.
»Keine Sorge, Mann!«, sagte er dann, mit dem Auge kniepend. »Wir kriegen den Burschen schon.« Mit quietschenden Reifen raste der Polizeiwagen davon. Ich stand wie ein Volltrottel auf der Straße, blickte noch einmal nach hinten, dann wieder in die Richtung, die der Polizeiwagen genommen hatte, und humpelte weiter.
Nach einer Weile durchstreiften mehrere Polizeiwagen die umliegenden Straßen. Beamte schauten sich um und fuhren dann weiter um den Block. Sie suchten den Einbrecher. Gedankenverloren humpelte ich weiter zur nächsten Kreuzung, niemand achtete auf mich. Ich schaffte es bis zur Bahnhaltestelle. Die Bahn kam unmittelbar nach meiner Ankunft. Das tat sie sonst nie.

Im Laufe der Woche wurde mir einiges klar, unter anderen auch, dass mein Schutzengel nicht von dieser Welt stammen konnte. Irgendjemand hatte den Einbrecher gesehen und die nahende Straftat bereits vor dem Einbruch gemeldet. Die Polizei suchte nicht nach einem humpelnden bierbäuchigen Idioten in Lackschuhen und einem Locher in der Hand. Vielleicht dachten sie sogar, dass der Locher ein Handy war, und sind so darauf gekommen, mich zu fragen, ob ich die Polizei verständigt hätte. Jedenfalls suchten sie nach einem kräf-

tig gebauten, großen Einbrecher in schwarzer Kleidung. Sicher hätte die Polizei anhalten müssen, um mich wenigstens als Zeugen zu befragen. Aber ich glaube, sie sind einfach viel zu sicher gewesen, den Einbrecher auf dieser langen Straße fassen zu können.
Der Arzt diagnostizierte später einen leichten Bänderriss. Selbstverständlich sagte ich ihm und allen anderen, dass ich mir die Verletzung beim Sport zugezogen hätte. Der Einbruch war natürlich ein großes Thema bei uns in der Firma. Es fiel mir schwer, den wilden Spekulationen meines Chefs zuzuhören, ohne meinen Senf dazu zu geben, ohne zuviel von den Ereignissen jener Nacht preiszugeben.
Meine Mission war jedoch nicht ganz zu Ende. Es existierte noch ein Beweis, den ich fast vergessen hätte. Die gebrannte CD mir den Protokollen ruhte noch in der Schublade unter meinem Schreibtisch. Ich würde sie einfach in der Mitte durchbrechen und dann endlich Ruhe haben. Ich entschloss mich, dies ausnahmsweise während der regulären Arbeitszeit zu tun. Herrn Werner sagte ich, dass ich mich konzentrieren müsse und nicht gestört werden wollte. »Sicher ... sicher«, gab er nickend zurück.
Es war so etwas wie eine Ahnung, als ich die CD noch einmal in das Laufwerk schob. Ich startete den Texteditor, wählte die Funktion »Suchen« im Menü und gab die sieben Buchstaben ein, denen ich dieses Durcheinander zu verdanken hatte. Nach einigen Minuten erschien auch schon die Meldung auf dem Bildschirm: »Suchbegriff Parasit.exe gefunden« Die Bytegröße und das Datum machten die Sache eindeutig. Der mutierte Virus war von hier aus losgeschickt worden. Der Einbrecher musste für den ihn verantwortlich sein. Mit dem Einbruch wollte er dasselbe bezwecken wie ich. Es ging ihm allein um die Vernichtung von Beweismitteln. »Nur zu dämlich, dass er mich nicht einfach hat machen lassen«, dachte ich. Ich hätte die Daten ohne großes Aufsehen gelöscht und wäre vielleicht niemals auf seine Identität gekommen. Ich ärgerte mich, dass ich ihn unterschätzt hatte.

Hinter mir hörte ich ein Räuspern. Ich holte die CD wieder aus dem Laufwerk und hielt sie über meine rechte Schulter nach hinten. »Hier Marcel«, sagte ich ohne mich umzudrehen, »danach hast du doch gesucht.«

KimBLE

opeRatoR: ja?

useR: Hast DU NON?

opeRatOR: was?

useR: komm SCHON, HeHeHe

OpeRatOR: was meINSt DU mit NON??? :)

useR: NON HaLt ... WeIsst SCHON, HeHeHe

Ich zupfe irritiert an meinem Bärtchen herum. Einen derartigen Unsinn habe ich noch nie gelesen. »Interessant«, sage ich dann nickend. »Wirklich, ich muss sagen, sehr, sehr interessant!«
Ich habe keinen blassen Schimmer, was ich mir dein Ausdruck anfangen soll, den mir Kimble da in die Hand gedrückt hat. Ich falte das Stück Papier zusammen und stecke es lächelnd zu meinen Notizen.
»Ja genau«, sagt Kimble. »Nimms mit.«
«Danke.«
Ein Kellner in schwarzem Anzug rauscht an unserem Tisch vorbei und stellt mir dabei ein Glas Wasser hin. Ich nehme einen Schluck und lächle dann noch einmal. Schnellen Schrittes hastet der Kellner zu einem anderen Tisch.
»Was heißt denn nun NONPD? «,, frage ich in beiläufigem Ion.
Kimble verdreht die blau leuchtenden Knöpfe, die sonst unbewegt in seinen Augenhöhlen ruhen. Dann hebt sich sein Brustkorb, senkt

sich wieder, bis er schließlich mit einem Prusten einige Liter Sauerstoff in die Freiheit entlässt.
»Sag mal, habt ihr Jungs von der Presse eigentlich von irgendwas einen Plan?«
»Na ja, die von den Computerzeitschriften sicherlich, ich bin aber nur so etwas wie ein ... sagen wir mal Klatschreporter.«
Ich beiße mir auf die Zunge. Zu meiner Beruhigung zeigt Kimble jedoch keine Reaktion auf mein kleines Geständnis. Chirurgisch zerlegt er das argentinische Rindfleisch auf seinem Teller und schiebt sich dann ein großes Stück in den Mund.
»NONPD ist die Abkürzung für Non Public Domain«, antwortet er kauend. »Die Autoren der Public Domain Software bieten ihre Sachen umsonst an, oder für einen Betrag, über den sich keiner beschweren kann. NONPD dagegen ist alles, was kein PD ist. Kommerzieller Kram eben. Zeug, das man laut Gesetz nicht kopieren darf und das früher oder später als Schwarzkopie in Umlauf kommt.«
»Ach so«, nicke ich, »und warum habt ihr dann nicht Schwarzkopien dazu gesagt?«
»Keiner von uns wäre auf so eine Idee gekommen. Wer will denn schon ein derartig langes Wort eintippen. Wir nannten das Stuff, Non oder eben …«
»NONPD?«, unterbreche ich.
»Genau.«
»Und was ist mit den sogenannten Wares?«
»Nee, damals benutzte man den Begriff 'Warez' nur in wenigen Boards. Die lokale Szene nutzte diesen Slang nicht. Wir haben uns mit einem gewöhnlichen Modem in die BBS eingeloggt. Nummer wählen, fertig. Dann hat man den Systemoperator in den Chat gerufen. Der kam dann meistens, oder auch nicht, je nachdem wie er drauf war. Man fragte ihn, ob er einem den Zugang zu seiner NONPD-Sektion geben würde. Ein wenig »hehe«, und »na, komm schon« reichte da oftmals. Dann hat er einem den Zugang freigegeben ...
»Und die Polizei?«

Kimble hört auf zu kauen und legt die Gabel neben den Teller. Ich schaue mich vorsichtshalber um. Habe ich was Falsches gesagt?
»Polizei? Damals kannten wir so etwas gar nicht. Mensch, das ist so lange her! Die Leute wussten noch nicht mal, was Computer sind. Wenn du den Bullen irgendwas von Schwarzkopien erzählt hast, dachten die, du redest von Videokassetten. Wir haben einfach alles kopiert, was es gab. Und wenn man alles kopiert hatte, besorgte man sich die Software in irgendeiner anderen Sprache und kopierte das dann auch. Verstehst du? Das war für uns das Selbstverständlichste auf der Welt.«
»Sicher«, sage ich. »Ich kann mir vorstellen, dass das ein Riesenspaß gewesen sein muss.«
»Da kannste aber einen drauf lassen!«
Kimble verdrückt noch das verkümmerte Salatblättchen, das er vorher von einer Seite des Tellers zur anderen geschoben hat, dreht sich um und winkt den Kellner heran.
»Ich nehme dann doch noch die Fischsuppe.«
Der Kellner nickt und huscht wieder davon. Auf dem Weg nimmt er auch gleich das Geschirr vom Tisch nebenan mit.
»Ein paar Jahre später wurde dann das Phreaken zu einer Art Kult. Hunderte von Leuren fingen an umsonst zu telefonieren. Die Boards vermehrten sich, so dass die gesamte Szene anfing mit Warez zu traden. Sie tauschten das Zeug wie wild. Ich hab dann meine eigene BBS eröffnet.«
Ich heuchle Interesse und kritzle in meinen Notizblock. Neben den Worten »NONPD« und »Wares« steht immer noch ein großes Fragezeichen. Ein dicker Daumen landet plötzlich auf meinem Block.
»Das schreibt man mit Z!«, grummelt Kimble.
»Was denn? Wares?«
»Genau! «
»Zaren also?«
Kimble schüttelt verständnislos den Kopf und rupft mir wortlos den Kugelschreiber aus der Hand. Dann streicht er das »S« durch, ersetzt es durch ein »Z«, und reicht mir den Kugelschreiber.

»Also«, fährt er fort, »wir waren bei den Boards.«
»Genau« bestätige ich, notiere mir den Begriff »Board« und mache dahinter ein großes Fragezeichen.
Kimble nimmt sich wieder den Kugelschreiber und streicht das Fragezeichen durch. Dann gibt er mir den Stift zurück.
»Aufschreiben!«
Ich nicke.
»Ein Board ist so etwas wie eine Mailbox. Man kommt von außen nur mit einem Modem da rein. Das ist wie Internet. Du wählst eine Nummer und bist drin, verstehst du das? Nur ist da keine Grafik, sondern Zeichen, im besten Fall sind die bunt. Und das geht auch ohne Maus. Du musst Befehle eingeben. So wie Telnet oder MS-DOS. Klar?«
»So ungefähr ... Was ist Telnet?«
»Das ist doch jetzt völlig unwichtig!«
»Okay.«
»Also, die Leute haben sich bei mir eingeloggt. Ich war ja schon damals immer der schnellste.«
»Mit der Verbindung?«
»So ein Quatsch. Mit Modems? Was glaubst du, wie schnell die waren?«
Ich zucke mit den Achseln. »Sehr schnell?«
Nein, Mann, scheiß langsam. Also Neuntausendsechshundert-Baud-Modems, die haben eine Menge gekostet. Neuntausendsechshundert Baud sind neuntausendsechshundert Bits in der Sekunde. Das heißt, du brauchst eine Stunde, wenn du ein Pornobildchen herunterladen willst.«
»Das ist langsam.«
»Was du nicht sagst!«
Ein neuer Geruch steigt mir in die Nase. Der Kellner schwingt den Teller mit der Fischsuppe elegant auf den Tisch. Dabei kleckert er auf die Tischdecke, was anscheinend niemandem auffällt.
»Also, mit schnell meinten wir eher etwas anderes.« Kimble rührt ein wenig in seiner Suppe herum und hebt den vollen Löffel dann an

seine Nase. »Hmm ... Die riecht gut!«, stellt er anerkennend fest. »Ich war der schnellste, wenn es um das Besorgen von Warez ging. Wenn draußen auf der Welt irgendjemand ein Programm illegal verbreitet hatte, konntest du das in derselben Stunde in meiner Mailbox finden. Gib mir mal das Salz!«
Kimble deutet auf die edle Gewürz-Minibar vor mir. Obwohl seine Armlänge sicherlich dazu ausgereicht hätte, es sich selbst zu nehmen, reiche ich ihm den kleinen Designer-Salzstreuer. Ohne ein Danke nimmt er ihn an.
»Die Leute haben also die Dinger von meiner Box runtergeladen und gleichzeitig ihre neusten Sachen reingetan«, verrät er mir, den Designer-Salzstreuer immer noch in seiner Linken haltend. »So hat sich meine Mailbox zu einer der größten Tauschbörsen in Sachen Warez entwickelt. Das Problem war nur, dass ich keine große Lust hatte, meine Telefonleitung und die teure Hardware für irgendwelche Scenefreaks kostenlos zur Verfügung zu stellen. Ich wollte schließlich auch Geld verdienen.«
»Es heißt doch, dass Hacker Idealisten sind.«
Kimble lacht kurz auf und hält mir dann seine Hand mit dem Salzstreuer entgegen.
»Siehst du das hier?«, fragt Kimble, während er sich eine Fischgräte aus dem Mund angelt.
»Ein Designer-Salzstreuer?«
»Nein, Mann!« Kimble rüttelt einmal kräftig mit seinem Handgelenk. Plötzlich rutscht eine mit bunten Steinen verzierte Golduhr aus dem Ärmel. »Ich meine das hier!«
Ich nicke.
»Oder denkst du, das Ding lässt sich mit Idealismus bezahlen?«
Kimble hustet noch einmal kräftig, pult sich noch eine weitere Fischgräte aus dem Mund und macht sich dann fluchend an dem Designer-Salzstreuer zu schaffen.
»Ich für meinen Teil ... Scheißding ... habe daraufhin angefangen Calling Cards zu verkaufen ... Scheiße, wo sind denn hier die Löcher?«

Ich lasse demonstrativ meinen Daumen hochschnellen. »Man muss den kleinen grünen Deckel vorher hochklappen.«
»Ach so ...«
»Also, Calling Cards«
»Was?«
»Sie sprachen eben von Calling Cards.«
»Calling Cards. Stimmt. Ich habe natürlich nicht die Karten verkauft, sondern nur die Nummern. Zuerst über den internen Chat der Mailbox. Ich saß zu Hause, und die haben mir das Geld auf mein Konto überwiesen.«
»Was, wer denn?«, frage ich verwirrt.
»Na, die Leute, die sich in meiner Box getroffen haben, um das ganze Zeug zu tauschen.«
»Natürlich«, sage ich etwas verärgert über mich selbst. »Woher haben Sie eigentlich die Calling-Card-Nummern bekommen?«
»Ist doch klar. Es riefen täglich über hundert Leute bei mir an. Darunter auch Phreaker. Ich habe denen gesagt, sie können sich bei mir so viele Warez herunterholen, wie sie wollen. Dafür bekam ich dann regelmäßig geklaute Nummern von Calling Cards. Ein Deal eben.«
»Und woher haben die diese Nummern bekommen? «
Kimble atmet tiefe ein und blickt mich genervt an.
»Was interessiert mich das? Von überall her«, sagt er frustriert. »Vielleicht hatten die ihre Supplier in den amerikanischen Telefongesellschaften oder haben sich die Dinger selbst erhackt. Für mich war nur wichtig, dass ich den Mist bekommen habe.«
»Sie saßen sozusagen an der Quelle.«
»Genau! Apropos Quelle, bekomme ich hier eigentlich auch was zu trinken?«
Kimble rutscht auf seinem Stuhl herum und winkt den Ober erneut zu sich heran.
»Rotwein, aber bitte nicht wieder so einen Böckser wie eben. Und wenn du schon unterwegs bist, bring mir noch dieses Zeug á la Châtelaine.«

»Sicher, noch ein Glas Wasser für Sie?«, fragt mich der Kellner mit versteinerter Miene.
»Nein danke, ich habe noch«, antworte ich.
Der Ober nickt und ist schon wieder verschwunden.
»Das ist überhaupt das Beste an der Geschichte«, fährt Kimble fort. »Da meine Mailbox für viele Computerfreaks die erste Anlaufstelle war, konnte ich von dem Insiderwissen der Leute profitieren. Ich selbst brauchte nicht viel zu tun. Ich habe einfach die Hardware zur Verfügung gestellt und alles am Monitor beobachtet.«
»Sie konnten die Mails von anderen lesen?«
»Na klar, ich war doch der Verwalter meines eigenen Systems. Jeder Systemoperator hat höchste Privilegien, die kein anderer Benutzer im System hat. Ich konnte Mails lesen, User rausschmeißen, Accounts sperren. Du warst Systemgott, wenn du Op warst.«
»Dann wussten die Leute, dass Sie ihre Mails lasen?«
»Natürlich nicht, sonst hätten die kein Vertrauen mehr in die Box gehabt. Es war damals so, dass man dem Sysop vertraut hat. Das war eine Art Ehrencodex, dass der Sysop die Mails der anderen nicht liest. Die Leute waren eben bescheuert.«
»Wie ist das denn heute? Wenn ich Mails an einen Freund durch das Internet verschicke, vertraue ich meine Mails doch auch dem Internet-Provider an, der sie weiterleitet.«
»Die Leute sind heute halt genauso bescheuert.«
»Wie ging es dann weiter?«, frage ich und schaue auf meine Notizen. »Ich glaube, Sie hatten eine Telefonline?«
»Das Ding hieß Partyline. Irgendwann hin ich auf die Idee gekommen, eine eigene Partyline zu eröffnen. Das ist so etwas wie eine Telefonkonferenz, wo sich mehrere Anrufer gleichzeitig unterhalten können. Ich habe das beantragt und den ganzen Scenefuzzies gesagt, sie können ab sofort realtime miteinander plaudern, also nicht immer nur durch Getippe im Chat. Partylines gibt es, seit es Telefone gibt.«
»War das nicht zu teuer für die Mitglieder? Die mussten doch schließlich die Kosten für die Verbindung zur Telefonline …«

»Partyline!«
»Entschuldigung, Partyline ... Also die Leute mussten das doch bezahlen?«
»Das war denen völlig egal. Die meisten Typen, die anriefen, haben sowieso kostenlos telefoniert. Das war die Zeit, wo jeder Idiot eine geklaute Calling Card besaß.«
»Das war doch nicht ganz ungefährlich für den Anrufer, richtig?
»Das war mir doch egal, womit die bei mir angerufen haben. Ich habe pro Anruf abkassiert. Das ist wie Telefonsex. Der Anrufer hat Spaß, und ich knöpfe ihm dafür eine Gebühr ab. Ob die jetzt mit geklauten Kreditkarten telefonierten, das ist doch nicht mein Problem, oder?«
»Nein, sicher nicht ...« Ich zögere und schaue erneut auf meine Notizen: »Irgendwann wurden Sie erwischt, richtig?«
»Moment, nicht so schnell. Mit der Partyline habe ich gutes legales Geld verdient, da kann mir niemand was. Da ich den Zugang zu dem ganzen Equipment hatte, habe ich die Anrufe abgehört. Das war schließlich meine Partyline, und ich durfte das auch.«
»Und wieder wussten die Leute nichts davon?«, frage ich, doch Kimble richtet seine ganze Aufmerksamkeit schon wieder auf den Kellner, der ihm sein Essen bringt.
»Na ja, eigentlich hätten die sich das auch denken können. Ahhh, das sieht gut aus.«
»Bitte sehr.« Der Kellner verneigt sich kurz und will dann wieder von dannen ziehen.
»Moment mal!«, ruft ihm Kimble zu. »Was ist das überhaupt?« Der Kellner guckt leicht verdutzt. Pikiert zupft er sich die Fliege zurecht.
»Zartes Rindfleisch mit Artischockenböden und Zwiebelpüree garniert, dazu gedünstete Maronen in einer Madeirasoße. Das haben Sie doch bestellt.«
»Denke schon«, murmelt Kimble, während er seinen Blick über den Teller wandern lässt. Dann schaut er mich an und zuckt mit den Achseln.
Ich nicke anerkennend: »Eine gute Wahl.«

»Ich muss es ja nicht zahlen«, sagt Kimble und deutet lachend mir dem Finger auf mich. Dann schnappt er nach Luft und versucht sich wieder auf das Thema zu konzentrieren. »Also, wo waren wir? Ach ja, wenn man bei einer Partyline anruft, besteht immer die Gefahr abgehört zu werden. Da kann sich jeder einklinken und lauschen. Dafür ist das Ding ja gedacht. Ich konnte die Gespräche abhören, und das völlig legal.«
»Das muss spannend gewesen sein, den ganzen Leuten zuzuhören, wie hießen die noch?«
»Phreaker!«
»Genau.«
»Ich habe das als Job angesehen. Dadurch, dass ich diesen Leuten zugehört habe, bekam ich so ziemlich alles mit, was in der Scene abging. Ich bekam beispielsweise Passwörter von Computern der Telefongesellschaften. Und es ging noch weiter. Die Maronen sind übrigens fantastisch. Die Typen haben auf meiner Partyline über Möglichkeiten geredet, wie man Kreditkarten und Telefonkarten selber herstellen kann. Ich habe mir dann das Equipment besorgt und mich an die Arbeit gemacht. Nach ein paar Wochen hatte ich meine erste Kreditkarte und konnte Calling-Card-Nummern selber erhacken. Die habe ich dann schließlich unter falschem Namen über meine eigene Partyli e verkauft.«
»Wieviel Geld haben Sie damit verdient?«
»Einiges. Ich verkaufte den Leuten sogar Nummern, die nicht funktionierten. Es waren natürlich auch Einsteiger dabei, die einfach nur Lust hatten, mal was Illegales zu tun. Die haben mir dann blind jede Information abgekauft, ob sie taugte oder nicht.«
»War das nicht Betrug?«
»Nö. Die haben nach illegalen Informationen verlangt. Ich habe denen etwas gegeben, womit sie nichts anfangen konnten. Das ist doch völlig legitim gewesen. Irgendwie fehlt da noch Salat.«
Kimbles Hand huscht wieder nach oben, der Kellner schnellt an unseren Tisch heran.
»Ich nehme noch den Mona-Lisa-Salat.«

Sicher«, sagt der Kellner und dreht seinen Kopf zu mir. »Für Sie noch ein Glas Wasser?«
»Nein danke, ich melde mich schon«, winke ich lächelnd ab.
»Wie kann Ihnen die Polizei auf die Spur?«, frage ich, als der Kellner wieder weg ist.
»Irgendjemand von der Scene muss für einen Rechtsanwalt gearbeitet haben. Der hatte nichts mit der Partyline zu rum. Der interessierte sich nur für die Warez in meiner BBS. Daher kam der Hausdurchsuchungsbefehl. Die Polizei wollte nur meine Mailbox und die Warez mitnehmen. Das wäre alles nicht so schlimm gewesen, wenn in meinem Zimmer nicht noch Hunderte von gefälschten Kredit- und Telefonkarten herumgelegen hätten.«
»Die wollten Sie verkaufen«, frage ich und merke gleich, dass ich mir die Frage hätte sparen können.
»Nein, die wollte ich an die Wand hängen«, kommt es wie aus der Pistole geschossen. »Mensch, natürlich verkaufen, was denn sonst. Die Polizei hat alles mitgenommen. Damit hatte ich Telefon- und Kreditkartenbetrug am Hals.« Kimble schaut sich noch einmal um. »Aber«, flüstert er plötzlich geheimnisvoll und streckt dabei seinen Kopf nach vorne über den Tisch. »Das war das Beste, was nur passieren konnte!«
»Ihr Mona-Lisa-Salat.« Ein Teller wird zwischen uns auf den 'fisch geschoben.
»Wieso das?«, flüstere ich verwundert zurück.
Kimble reißt den Salat an sich. »Als die Staatsanwaltschaft mich wegen Kreditkartenbetrugs anklagen wollte«, kichert er, »hatte ich ganz andere Sorgen als die paar Warez, die man bei mir gefunden harte. Dieser Rechtsanwalt, der Urheber vertrat, musste sich hinten anstellen. Weil der Anwalt in der selben Stadt wohnte wie ich, kam dann ein persönlicher Kontakt zustande. Er merkte sofort, dass ich eine Menge Insiderwissen besaß, und schlug mir einen Deal vor. Ich sollte ihm helfen, an weitere Systeme mit Warez zu gelangen. Ich hatte Zugang zu fast allen Boards in Deutschland. Und dafür hat er mich dann bezahlt. Später hat er mich sogar bei den Anklagen wegen

Kreditkartenbetrugs unterstützt. Plötzlich war ich auf der legalen Seite und verdiente gutes Geld damit.«
»Was sagten Ihre Szenekumpels dazu?«
»Die fanden den Besuch der Polizei natürlich nicht so toll. Was soll's. Ich glaube, fast jeder Systembetreiber, den ich kannte, wurde belangt.«
»Damals hat das ZDF einen Bericht über Sie gebracht. War das das erste Mal, dass Sie sich in der Öffentlichkeit gezeigt haben?«
»Kann schon sein. Plötzlich hatte ich im Fernsehen einen Auftritt nach dem anderen. Ich wurde zu einer Art Hackerberühmtheit!«
Ich versuche seiner Prahlerei keinerlei Aufmerksamkeit zu schenken.
»Hat die Szene ihnen nicht gedroht?«
»Ach, die Scene. Die verstecken sich alle nur hinter ihren kleinen Computern und denken, sie seien die Größten. Ich wollte Geld machen und nicht mit dem Computer pöbeln, bis ich in irgendeiner Gosse lande. Die hatten mich außerdem in diesen Schlamassel hineingebracht. Also war es auch okay, dass ich sie später der Polizei ausgeliefert habe. Außerdem kommt jetzt das Beste: Die Staatsanwaltschaft hat das als eine Wiedergutmachung akzeptiert. Daher wurde in meinem Fall keine Anklage erhoben. Es hätte nicht besser kommen können.«
»Wie ging es weiter?«
„Also, da war so ein Typ, den ich auf Umwegen kannte. Der hat damals erzählt, er könne über das D1-Netz auf fremde Kosten telefonieren. Er kam zu mir, hat sich mit einem Laptop und seinem selbstgebastelten Equipment zu mir gesetzt und ließ mich mit meinem Handy telefonieren.«
Kimble fängt an in seinem Salat herumzustochern. Wortlos reiche ich ihm Essig und Öl. »Das war der berühmte GSM-Hack!«, sage ich und streiche wieder ein Fragezeichen von meinem Notizblock.
»Exakt, das war der berühmte GSM-Hack.«
»Wie funktionierte das?«
»Also, ganz kurz und simpel. Im Prinzip sendet beispielsweise das D1-Handy ein verschlüsseltes Signal an die Zentrale. Mit Hilfe be-

stimmter Geräte kann man dieses Signal stören. Wenn dies geschieht, versucht das Handy das Signal erneut zu senden. Diesmal unverschlüsselt. Jetzt kann man das Signal abfangen und speichern. Dann überträgt man diese Informationen auf eine selbst hergestellte D1-Karte und telefoniert damit.«

Ich nicke und mache wieder ein großes Fragezeichen hinter »GSM-Hack«

»Das klingt sehr einfach«, lüge ich. »Kann ich das auch?«

»Vielleicht im nächsten Leben!«, antwortet er überheblich. »So einfach ist das nicht. Dieser Typ, der das geschafft hat, war ein Genie. Ich wollte ihm sogar Geld dafür zahlen, dass er mir das zeigt.«

Das letzte Salatblatt wandert in Kimbles Mund. »Aber der Typ wollte gar kein Geld. Das war einer von den Leuten, die der Meinung waren, man müsse die Öffentlichkeit aufklären, so eine Art Cyber-Lucky-Luke. Ich habe ihm erzählt, dass ich alles publik machen würde. So dachte er, ich würde ihm helfen wollen. Dann gab er mir alle Informationen.«

»Was haben Sie mit den Informationen gemacht?«

»Die habe ich für teures Geld verkauft. Zunächst wollte ich wissen, ob der Chaos Computer Club etwas davon wusste. Ich ging auf der CeBIT zu einem Chaos-Typen und habe ihm davon erzählt. Der wollte aber nicht kooperieren. Das tun die nie mit Hackern, die nicht die gleichen Ideale vertreten wie sie.« Lächelnd deutet Kimble auf sein Handgelenk, an dem nach einem kurzen Schütteln wieder die Uhr erscheint. »Erst später erfuhr ich dann, dass die nichts über die Schwachstellen von D1 wussten. Diese Penner liefen sofort zur Presse und gaben alle Informationen, die sie von mir hatten, an die Weltwoche weiter. Und die haben das am nächsten Tag gebracht. Prompt bekam ich einen Anruf von DeTeMobil. Von einem Herren, dem ich klar machte, dass die Chaos-Typen nichts damit zu tun haben.«

»Hätten Sie nicht besser sagen sollen, dass Sie nichts mit der Sache zu tun haben? Das wäre doch sicherer gewesen.«

»Ganz im Gegenteil. Ich habe dem Komiker erzählt, dass ich genau weiß, wie man deren System überlistet.«
»Warum hat er Sie nicht sofort der Polizei übergeben?«
»Du scheinst nicht zu verstehen, wie so etwas abläuft. Ich habe dem gesagt, entweder er kooperiert mit mir, oder er kann die ganze Geschichte nächste Woche im Spiegel lesen. So wäre ich auch noch dem Wunsch von Lucky Luke nachgekommen.«
»Und er ging darauf ein?«
Kimble nimmt seine Gabel vom Tisch und spielt damit herum. »Und wie er darauf einging!«, sagt er und klopft mit der Gabel auf den Tisch. »Die hatten bereits viel Ansehen durch den Artikel in der Weltwoche verloren. Dabei waren da die technischen Mängel nicht einmal genau erläutert worden. Was glaubst Du, was das Unternehmen gemacht hätte, wenn plötzlich auch noch der Beweis geliefert worden wäre? Die hätten einpacken können. Niemand hätte mehr D1-Handies gekauft.«
»Das ist hart.«
»So ziemlich. Danach haben wir uns getroffen. Ich nahm mehrere Rechtsanwälte mit. Die D1-Typen haben mir einen Beratervertrag vorgeschlagen. Darin stand in groben Zügen, dass ich ab sofort den Berater in Sachen Sicherheit spielen sollte. Dafür bekam ich dann eine Menge Geld. Um die fünfzehntausend Euro im Monat.«
»Als Berater haben Sie sicherlich viel dazugelernt.«
Kimble schüttelt lachend den Kopf. »In dem Vertrag stand noch drin, dass ich niemanden über die technischen Möglichkeiten Auskunft geben durfte. Klar, dass so etwas in einem Vertrag steht, wenn man mit firmeninternen Dingen herumhantieren soll. Darum ging es letzten Endes. Ich sollte einfach nur den Mund halten. Offiziell war ich Berater. Beraten habe ich niemanden.«
»Sie haben ein Einkommen im Monat gehabt, ohne etwas zu tun?«
»Nun, ich habe dem Spiegel nichts erzählt, oder?«
»Haben die ihre Systeme danach verbessert?«
»Das ist mir ziemlich egal, was die dann letztendlich gemacht haben. Ich habe mir dem Geld meine eigene Firma gegründet.«

»Und in welchem Bereich ist Ihre Firma tätig?«, frage ich, ohne mich wirklich für die Antwort zu interessieren. Kimble schaut sich kurz um und reibt sich mit der flachen Hand über den Bauch.
»Ich mach dir einen Vorschlag«, sagt er mir erhobener Gabel. »lch kenne eine gute Pommesbude gleich um die Ecke. Wir gehen da jetzt 'ne leckere Bratwurst essen und ich erzähle dir den Rest.«

BustED

GaBRIeL

aLSo, ICH HING mIT DeN JUNGS VOR Dem supeRmaRkt IN DeR INNeNStaDt HeRUM. WIR staNDeN wie Immen DIRekt NeBeN DeR teLefONZeLLe. WIR tRAfeN UNS DORt, um DISketteN ZU taUSCHeN ODER eINfaCH

nur, um zu quatschen. Ich weiß nicht mehr genau, was ich an diesem Tag dort gemacht habe, als Holly mir auf einmal mit seinen Moon Boots entgegenstapfte. Die Dinger waren schon damals total out. In einer Hand hielt er eine Dose Cherry Coke. Er trank ständig diesen Mist, und seine Hände klebten immer von dem Zeug.
»Jeezus, bist du gewachsen«, sagte ich zu ihm und schüttelte den Lappen Hand, den er mir entgegenstreckte. Ich habe Holly immer Jeezus genannt, weil er damals noch diese fettigen, langen Haare hat-te. Die Typen hinter mir machten sich die ganze Zeit über Hollys Schuhwerk lustig und lachten immer wieder kurz auf, Holly igno-rierte das und nickte entschuldigend in meine Richtung. Der Idiot hatte mir schon vor Urzeiten eine Kiste mit Leermedien versprochen. Unnachgiebig wie ich nun mal bin, lag ich ihm damit andauernd in den Ohren und war jedes Mal sauer, wenn er sich wieder eine Aus-rede einfallen ließ.
Holly arbeitete in einem Computerladen und steckte sich dort alles in die Tasche, was ihm i n die Finger kam. Also kaufte ich Speicher-bausteine, Grafikkarten und solches Zeug immer bei ihm. Und da er damals wie heute Geldsorgen hatte, kam ihm das meist ganz gelegen. Auf jeden Fall hatte Holly an jenem Tag überhaupt nicht damit ge-rechnet, mich an unserem Treffpunkt zu sehen. »Ich hin doch jede

Woche hier«, pflaumte ich ihn an. Holly fand natürlich wieder irgendeine Ausrede, als ich auf die Medien zu sprechen kam. Er erzählte mir, dass er die Medien besorgt hätte, sie aber bei Erik lägen.
Wenn er nicht arbeiten musste, gammelte Holly immer bei Erik herum. Erik hatte damals die Splendid, unser Worldheadquarter, wo er Coop, also Co-Systemoperator war. Er sorgte dafür, dass die Leute die neuesten Warez in das System brachten und bestrafte sie mit einem Kick, wenn das Zeug älter als einen Tag war. Die Splendid hatte einen guten Namen, sie war ein verdammt schnelles Board.
Weil ich gerade jetzt die CDs gut gebrauchen konnte, entschloss ich mich zu Erik zu fahren. Wie ich mir hätte denken können, war der natürlich nicht da. Seine Eltern machten mir auf und erklärten, dass Erik noch auf der Arbeit sei. Ich glaube, er jobbte damals als Aushilfe in einem Büro. Wenn Erik nicht da war, durfte niemand außer Holly sein Zimmer im Keller betreten. Nicht, dass ihm seine Privatsphäre so heilig gewesen wäre. Es war die Splendid, die er wie seinen Augapfel hütete. Mir blieb also nichts anderes übrig, als mich ein wenig ins Wohnzimmer zu setzen, mich mit Eriks Mutter zu unterhalten und zu warten.

eRIks vateR

Ich hab keine Ahnung von diesem ganzen Computerkram. Bis heute nicht. Das hat mich auch nie interessiert. Erik, mein Sohn, hat immer Freunde mitgebracht, und die saßen dann stundenlang zusammen in unserem Keller vor seinem Computer. Der Computer war mit der Telefonbuchse verbunden und man konnte damit irgendwelche Sachen machen, die ich bis heute nicht begriffen habe. Nebenbei jobbte Erik als Aushilfe in einem Büro und machte oft Überstunden. Als Gabriel am besagten lag vorbeikam, war Erik auf der Arbeit. Ich kannte Gabriel recht gut. Er war schließlich wie Holly fast jeden lag bei uns. Also wartete er bei meiner Frau im Wohnzimmer auf Erik.

Dann klingelte es an der Tür und ich öffnete. Zwei Beamte, ein uniformierter und einer in Zivil, standen vor mir. Im Hintergrund konnte ich weitere Polizisten erkennen, die ums Haus schlichen. Obwohl Erik mir versichert hatte, dass die Aktivitäten in seinem Zimmer absolut legal seien, harte ich befürchtet, dass eines Tages so etwas passieren würde. Die Sache mit der Telefonbuchse und dem Computer kam mir schon immer merkwürdig vor. Einer der Polizisten gab mir ein Blatt Papier, das ich nervös überflog. Nachdem ich verstanden hatte, worum es ging, nagte mich einer der beiden Beamten, wo denn das Zimmer meines Sohnes sei. Natürlich habe ich es ihnen gezeigt und bin dann gleich mit dem Durchsuchungsbefehl zu Gabriel und meiner Frau ins Wohnzimmer gegangen.

Plötzlich kam Eriks Vater ins Wohnzimmer und hielt mir ein Stück Papier unter die Nase. »Sag mal was dazu«, forderte er mich auf. Ich überflog den Zettel, und obwohl ich vorher noch nie so etwas gesehen hatte, war es eindeutig: Das war ein Hausdurchsuchungsbefehl. »Was soll ich dazu sagen«, antwortete ich. Da standen auch schon zwei Kerle in Uniform im Wohnzimmer und wollten wissen, wo der Schlüssel zu Eriks Zimmer sei.
Nun, man kann sich vorstellen, was für ein Theater die gemacht haben, um diese Tür aufzubekommen. Das war eine richtig massive Feuerschutztür. Da lief nichts von wegen aufbrechen oder so. Dann kam noch ein Typ, ich glaube vom Schlüsseldienst. Der fuchtelte die ganze Zeit erfolglos an dem Schloss herum.
Ich konnte da auf- und abmarschieren, ohne dass sich jemand um mich gekümmert hätte. Irgendwann fragte mich ein Polizist, ob ich nicht auch etwas mit der Sache zu mit hätte. Diese Pfeife. Als ob ich ihm das auf die Nase binden würde. Ich habe ihm erzählt, dass ich keine Ahnung von dem hätte, was Erik so treibt. Das reichte dem Typen.
Die Tür beschäftigte die Jungs eine ganze Weile. Ich musste nachdenken, mir schnell etwas einfallen lassen. Wenn die in Eriks Zimmer kämen, könnten sie den Rechner und Tonnen von Warez sicherstellen. Ich wusste auch, dass Erik komplette Adressen und Telefonnummern der Mitglieder seines Systems im Rechner gespeichert hatte. Alle wären aufgeflogen und hätten Probleme bekommen. Aber noch waren die Polizisten ja nicht in Eriks Zimmer.
Zuerst kam mir die Idee, einen Herzanfall oder etwas in der Art vorzutäuschen. Ich hätte das auch durchgezogen, wenn mir nicht kurz darauf etwas Besseres eingefallen wäre. So bin ich also kurzentschlossen zum Nachbarn gegangen, um zu telefonieren. Ich erinnere mich gut daran, weil der Typ für den Anruf doch Geld haben wollte.

DER NACHBAR

Sehr geehrte Damen und Herren,
ich habe wirklich keinen blassen Schimmer, was Sie von mir wollen. Ich kenne keinen Gabriel S. und kann mich an den besagten Tag ohnehin nicht mehr erinnern.
Mit freundlichen Grüßen,
Der Nachbar

GABRIEL

Ich habe dem bescheuerten Nachbarn die Münzen in die Hand gedrückt und Holly im Laden angerufen. Der wollte wissen, ob ich die CDs endlich hätte und zufrieden sei. »Vergiss die Disketten!«, sagte ich. »Die Bullen sind hier!« Holly har erstmal gar nichts kapiert. Ich musste ihm die Geschichte zwei-, dreimal erzählen, bis er überhaupt begriff, was ich von ihm wollte. Der Nachbar stand daneben und zählte die Einheiten; der ist mir vielleicht auf den Keks gegangen.

Holly

Ich sprach gerade mit meinem Chef, als ich von einem Kollegen ans Telefon gerufen wurde. Gabriel war dran, und ich dachte, der will mich wieder wegen der Medien nerven. Ich sollte ihm zweihundert CDs besorgen, was ich auch gemacht habe. Immer wenn bei mir auf der Arbeit CDs herumlagen, habe ich die eingesammelt, aber das dauerte nun mal eine Weile. Als ich die zweihundert CDs zusammen hatte, habe ich sie bei Erik deponiert. Zuerst dachte ich, dass Gabriel jetzt wegen dieser blöden CDs meckert. Doch der hat mir irgendwas von einer Hausdurchsuchung erzählt und dass ich die Splendid deleten soll. Moment, Moment, dachte ich. Der will mich total verarschen. Wieso sollte ich die Splendid deleten: Erik würde mich umbringen. Aber als sich Gabriel beruhigt hatte, konnte ich ihn besser verstehen und alles war klar.

Ich hab den Programmierer bei uns auf der Arbeit von seinem Rechner verscheucht und mich sofort in die Splendid eingeloggt. Mein Chef hat mich vielleicht angeguckt. Ich tippte wie wild drauflos. Vor lauter Aufregung gab ich mein Passwort mehrmals falsch ein. Das war vielleicht ein Stress. Obwohl ich helfender Systemoperator war, konnte ich Eriks Festplatte nicht von außen formatieren. Ich konnte nur auf das System zugreifen. Wenn ich im Nachhinein darüber nachdenke, blutet mir immer noch das Herz. Die Splendid war eine Rakete. Jeder in der Szene kannte sie. Bei jedem Stocken der Datenübertragung dachte ich, dass die Polizei am anderen Ende der Leitung jetzt endgültig den Stecker aus der Wand gezogen hatte und dabei war, den Rechner abzubauen. Aber irgendwie schaffte ich es rechtzeitig, alle Warez auf dem Board zu löschen und mich säuberlich wieder auszuloggen.

GaBRieL

Ich bin dann schnell wieder in den Keller gelaufen und bekam gerade noch mit, wie die Männchen in Eriks Zimmer einmarschierten. Der Schlüsseldiensttyp musste die Tür wohl doch noch aufbekommen haben. Mir war ziemlich mulmig zumute. Ich war mir nicht sicher, ob Holly es auf die Schnelle geschafft harte, die Splendid zu killen. Als sie drinnen waren, schauten sich die Polizisten erst einmal in aller Ruhe um. Ich stand die ganze Zeit daneben und habe zugeguckt, ohne dass das jemanden interessiert hätte. Die konnten natürlich nicht ahnen, dass ich versucht hatte, ihnen die Tour zu vermasseln, und dass der Rechner als Beweismittel vielleicht schon völlig unbrauchbar war. Aber dann kam das Beste: Ein Polizist in Zivil stellte sich mitten in den Raum, blickte in die Runde, hob eine Diskette in die Luft und sagte ...

eIN poLizist IN ZIVIL

Danach suchen wir? Kann schon sein, dass ich das gesagt habe. Ich kann mich nicht mehr an den genauen Wortlaut erinnern. Irgendwie konnte ich mit der Situation nichts anfangen. Ich hatte weder Ahnung davon, was Disketten waren, noch wie man die Dinger überhaupt in den Computer bekommt. Nachdem wir endlich in das Zimmer konnten, schauten meine Kollegen und ich uns erst einmal um. In dem Raum stand soviel Elektronik, ich war mir nicht sicher, was wir davon beschlagnahmen sollten. Ich erinnere mich an meine Befehle, die eindeutig waren: Nach Disketten und einem Computer suchen.
Den Computer hatten wir schnell gefunden. Ich streckte also noch eins von den viereckigen Plastik-Dingern in die Höhe und sagte so etwas wie: »Danach suchen wir, Kollegen« Was ist daran jetzt so witzig?

GaBRieL

Ich musste mich zusammenreißen, um nicht laut drauflos zu lachen. Ich meine, die Dinger waren doch schon ziemlich out, oder? Nur Erik hatte noch massenweise fünfeinviertel-Zoll Disketten. Na ja, die haben die dann alle mitgenommen. Im Schrank waren noch ungefähr sieben- oder achthundert CDs randvoll mit Warez. Die haben die einfach liegengelassen, weil danach schließlich nicht gesucht wurde. Und oben im Gästezimmer stand noch mein Super Nintendo mit Tausenden von kopierten Spielen. Ich glaube, die haben sich das Ding angeguckt, waren aber mit soviel »Hightech« einfach überfordert. Die CDs, die Holly mir mitgebracht hatte, haben sie auch nicht mitgenommen. Eriks Zimmer sah nach diesem Überfall aus wie ein Schlachtfeld. Die sind nicht grade zimperlich mit den Sachen umgegangen. Erik kam irgendwann von der Arbeit zurück und war natürlich total fix und alle, als er das sah.

ERIK

Ich kam von einem beschissenen Tag nach Hause. Mein Chef hatte mich echt Tüten kleben lassen und meine dämliche Karre hatte auf der Hälfte des Weges einen Platten. Wirklich, das war wie im Film. Ich kam ins Haus und war geladen wie ein Hochspannungsmast. Und dann warteten da meine Eltern und machten einen Stress, den man sich nicht vorstellen kann. Gabriel stand daneben und grinste mich die ganze Zeit an. Die Bullen hatten wirklich alles mitgenommen; alles, außer den Sachen, die wichtig waren.
Wir haben uns schlappgelacht, als ich die beschlagnahmten Disketten zurückbekam. Die Bullen hatten die Beweise selbst zerstört, saubere Arbeit. Weil sie nicht wussten, was sie mit den Disketten anstellen sollten, haben sie die Dinger einfach gelocht und in ihren Aktenordnern abgeheftet. Es war echt zum Schießen. Trotzdem musste ich massig Anwaltskosten zahlen. Natürlich hatte ich an der Kohle zu knabbern. Es hätte aber schlimmer kommen können. Ich kann froh sein, dass Gabriel und Holly das Ding durchgezogen haben. Im Computer war nichts Brauchbares mehr. Meine Eltern haben mich noch ein wenig genervt, doch das flaute nach einigen Wochen wieder ab. Was aus der Splendid geworden ist? Na, was wohl? Die lief nach einem Monat wieder wie eine alte Dampflok. Scene forever ...!

SWAPper

ICH WERDE VON EINER APARTEN DAME ANGEPROCHEN UND SIE DRÜCKT MIR BEREITS NACH DER ERSTEN MINUTE UNSERES GESPRÄCHS IHRE VISITENKARTE IN

die Hand. »Rufen Sie doch einfach mal an«, sagt sie und presst dabei ihre Unterlippe lasziv gegen die Schneidezähne.
Vorsichtig versuche ich ihr klarzumachen, dass ich schon lange kein Computerfreak mehr sei und mich mittlerweile der Medizin gewidmet habe.
»Das ist doch kein Hindernis«, argumentiert sie und hält mir ihre Visitenkarte entgegen.
»Altpapier«, denke ich, als ich die Karte, ohne einen Blick darauf geworfen zu haben, in meiner Geldbörse verschwinden lasse. Das ist bereits die vierte an diesem Abend, die ich dankend einstecke.
Es ist nicht unbedingt so, dass ich etwas anderes erwartet hätte, jedoch stehen hier auf dieser computerlosen Computerparty ziemlich komische Typen herum. Einige von ihnen sind mir noch gut bekannt. Obwohl sich bei manchen Leuten schon erste Falten und lichtes Haar ankündigen, scheinen sie im Kopf kaum gealtert zu sein.
Dies ist übrigens die erste Party, die ich seit langem wieder besuche. Ein seltsames Gefühl. Besonders, wenn man sich noch einmal den inoffiziellen Anlass dieser Veranstaltung ins Gedächtnis ruft. Diese Party ist so etwas wie ein Seniorentreffen. Eine Zeitreise zur ersten Stunde. Und ich bin einer davon. Ich lese auf Stoffbannern einige Gruppennamen, deren Gründer ich schon kannte, als der Stimmbruch sie noch plagte. In der Hoffnung hier auch Gregor wieder zu treffen schaue ich mich noch einmal um. Von einigen höre ich, dass er nach Amerika ausgewandert sei, weil man ihm dort eine interessante Stelle als Ingenieur angeboten hatte. Ein Kerl in Heavy Metal Outfit ist fest davon überzeugt, dass Gregor verhaftet worden ist

und noch immer in Haft sitzt. Sprechen wir von demselben Gregor, dem Swapper?
»Gibt es überhaupt noch Swapper?«, frage ich.
»Sicher, warum denn nicht?«, bekomme ich als Antwort.
Ich kann es kaum fassen. Und Gregor? Gehört hat man von ihm, doch keiner weiß, wo er steckt.
Wieder kommt eine von diesen aufreizend gekleideten Damen auf mich zu.
»Nein, ich habe nichts mit Computern am Hut und bin an einem Job nicht interessiert«, schiebe ich gleich vor, um erst gar nicht ein Gespräch mit ihr beginnen zu müssen.
Sie schaut mich erst ein wenig verdutzt an, lächelt dann und drückt mir eine CD in die Hand. Auf dem Cover ist ein Militärhubschrauber abgebildet.
»Ein Spiel?«, frage ich und öffne dabei die Hülle.
Sie nickt. »Eine Demo Version.«
Ich nehme die schillernde Scheibe heraus und halte sie schräg gegen das Licht.
Höchsten dreißig, vielleicht vierzig Megabyte sind belegt.
»Ich schaue es mir mal an, und wenn mir das Spiel gefallen sollte, besorge ich mir den Crack«
Gregor und ich wohnten Haus an Haus. Direkt an der Hauptverkehrsstraße, nicht weit von der Bushaltestelle entfernt. Wahrscheinlich die lauteste Stelle der Stadt. Eine Bäckerei, zwei Kaufhäuser und ein Schuhladen trennten uns von der großen Lagerhalle, auf deren Hinterhof wir uns immer trafen. Wir fühlten uns wohl hier, ungestört und abgeschirmt von der Außenwelt. Hin und wieder fuhren Bagger und mit Containern beladene Lastwagen auf den Hof. Es kümmerte niemanden, dass nahezu jede Firma unseres Viertels diesen Ort als kostenlosen Abstellplatz für ihren Schrott benutzte. Die Arbeiter, die hier Tag für Tag mühevoll Waschmaschinen und Kühlschränke ausluden beachteten uns nicht, zumal wir die meiste Zeit sowieso nur damit verbrachten, herumzuhängen und Zigaretten zu rauchen. Die herumstehenden Container waren fast immer mit inter-

essanten Dingen beladen. Ob Metallgegenstände, Holz oder ganz einfach nur Bauschutt, wir fanden immer etwas an dem man noch ein wenig herumwerken konnte. Aus Holz bastelten wir uns Schwerter und führten, durch Computerspiele inspiriert, ein regelmäßiges Schwertkampfturnier. Gregor war wohl der geschickteste von uns allen, denn ich kann mich nicht erinnern, dass er jemals als Verlierer die Arena verlassen hatte.

Die Container waren immer ein ganz besonderes Highlight für uns, aber vor allem für Gregor. Er hielt ständig Ausschau nach verwertbaren Gegenständen, wie zum Beispiel defekten Videorekordern oder Fernsehern, die er sich gleich unter den Arm klemmte, um sie zu Hause wieder in Schuss zu bringen. Er fummelte für sein Leben gern an allen, was elektronisch oder sogar elektrisch war. Vor ihm war kein Gerät sicher, das ein Netzteil besaß. In seinem Zimmer hatten sich mittlerweile unzählige elektronische Geräte angesammelt, die wild verstreut herumlagen. Wenn es langsam dunkel wurde, und der erste von uns allmählich den Heimweg antreten wollte, hatte Gregor immer mindestens ein Gerät neben sich liegen, das sich in seinen Augen als wertvoll genug erwies, Ganzkörper obduziert zu werden. Mario und ich konnten diese Faszination mit Gregor nicht wirklich teilen. Wir zogen es vor unsere Computer zu benutzen, anstatt sie auseinander zu nehmen. Immer wenn wir es doch versuchten, mussten wir uns an einem bestimmten Punkt eingestehen, dass wir die vielen Einzelteile, die vor uns auf dem Boden lagen, nicht wieder zusammenfügen konnten.

An diesem Platz hielten wir uns manchmal bis in den tiefen Abend auf, um über Computer und Computerspiele oder Kontakte zu Szenemitgliedern zu sprechen. Es kam eher selten vor, dass einer von uns nach der Schule hier nicht erschien. Hausaufgaben machen, oder etwa den von Eltern aufgetragenen, häuslichen Pflichten nachzukommen, wurde von uns strikt boykottiert. Die Zeit verging an diesem Ort auch ganz anders. Kaum waren wir drei zusammen, schien auch schon wieder der Abend anzurücken. Die Wochenenden vergingen wie in nur wenigen Augenblicken, ehe dann wieder der Mon-

tag, und damit auch die Schule, mit all ihrer Last auf uns niederknallte.
Wir waren alle drei Fans des damaligen Commodore 64. Die Bekenntnis zu diesem Computer war für uns fast schon so etwas wie eine Stammeszugehörigkeit. Unsere Begeisterung für alles, was mit Computern zu tun hatte, war ein Band, das uns neben unserer Freundschaft fester zusammenhielt. Mario kam irgendwann auf die absurde Idee, dass wir uns alle am Arm tätowieren sollten. Gregor und ich machten uns über diesen Vorschlag lustig, doch als uns Mario am nächsten Tag seinen Arm präsentierte, verstummten wir beeindruckt. Etwas verwaschen, jedoch gut zu erkennen, hatte er nun den Namen seiner Freundin »Susa«, in großen Druckbuchstaben auf seinem Oberarm verewigt. Er erklärte uns, wie das mit dem Heimtatoo funktionierte. Mit einer Nadel und etwas schwarzer Tinte, beschrieb er, wäre das eine schmerzlose Sache von einer halben Stunde. Ich entschloss mich, es Mario gleich zu tun. Da ich aber keine Freundin hatte, und mir auch keine anderen schönen Namen einfielen, tätowierte ich mir eines Abends heimlich in meinem Zimmer das damalige Firmenlogo von »Commodore« auf den Arm. Schnell bemerkte ich, das Mario gelogen hatte. Jeder Stich kostete eine wahnsinnige Überwindung und ließ mir gleich die Tränen in die Augen schießen.
Ich konnte es an diesem Abend natürlich noch nicht wissen, aber mit diesem Motiv auf dem Arm war ich der absolute Held. Bei jeder Gelegenheit riss ich mir den Ärmel hoch, und erntete euphorischen Beifall bei Bekannten und Freunden.

Gregors Mutter erzählte immer stolz von den vielen englischen Briefkontakten, die ihr Sohn pflegte. Außerdem sei er ein begeisterter Briefmarkensammler und seine Sammlung sei äußerst wertvoll. In der Schule war er bekannt wegen seinen unzähligen Kontakten zu ausländischen Brieffreunden. Durch seine Kontakte besaß er Briefmarken aus den entferntesten Orten der Welt, Amerika, Japan oder sogar Neuguinea, waren nur wenige davon. Im Grunde wusste niemand außer uns, was er wirklich war. Gregor war ein Swapper. Er verbrachte seine meiste Zeit damit, gecrackte Computerspiele zu tauschen, und das über die ganze Welt. Er verschickte massenweise Disketten, und erhielt im Gegenzug die neuesten Kopien von ausländischen Cracking Groups.
Wie Gregors Mutter fälschlicher Weise angenommen hatte, wurden auf dem Schulhof nicht etwa Briefmarken getauscht. Disketten wanderten von einer Hand zur nächsten. Ober- oder Mittelstufe, jeder kannte Gregor und ließ sich von ihm gerne mit frisch gecrackter Software versorgen. Man nannte das damals noch »Handspreading«, ein Begriff der heute schon nahezu ausgestorben ist.
Gregors Methoden, um Päckchen randvoll mit Disketten kostengünstig um die halbe Welt zu verschicken waren recht ausgefallen. Da war zum Beispiel der Trick mit dem Haarspray. Wenn man eine Briefmarke damit präparierte, konnte man den Poststempel problemlos wieder abrubbeln. Sämtliche Lieferungen wurden mit ein und derselben Briefmarke solange hin und hergeschickt, bis die Bilder auf den Marken gänzlich verblassten. Gregor hatte neben dieser in der Szene recht bekannten Vorgehensweise, eine eigens entwickelte Methode kreiert. Er nahm zwei benutzte Briefmarken mit demselben Motiv, die jeweils einmal an der oberen, und einmal an der unteren Ecke einen Stempel hatten. Er legte die Marken übereinander und zerriss beide gleichzeitig in der Mitte und bekam vier Teile von zwei Briefmarken. Dann nahm er sich einfach den unteren ungestempelten der einen, und den oberen ungestempelten der anderen Briefmarkte und klebte sie einzeln sorgsam auf den Umschlag. Er nannte diese Methode »Stampfaking a lá Gregor«.

In der Woche, oftmals schon direkt nach der Schule, gingen wir alle drei zu Debis, eines der wenigen Computergeschäfte in unserer Innenstadt. Nach Schulschluss versammelte sich eine Schar von Computerfreaks, im Alter zwischen zehn und achtzehn, um die etwa fünf aufgestellten Commodore 64 Computer. Auf den Rechnern wurde nicht etwa wie man heutzutage annehmen würde gespielt oder »gezockt«. Ein genauer Blick verriet, dass die Leute auf diesen Rechnern Computerspiele tauschten, kopierten und sogar crackten. Mario war eine Korefähe, wenn es ums Cracken ging. Viele Leute brachten ihm Software mit, die er vor Ort bearbeitete, und nutzten die Gelegenheit, sich bei ihm noch nebenbei ein paar Kniffe abzugucken. Die meisten dort taten dies primär nicht etwa, weil sie gerne mit dem Computer spielten, sondern einfach nur des Tausches wegen. Sie waren Sammler und nur darauf bedacht, ihre Sammlung zu vergrößern. In der Szene nannten sie sich dementsprechend »Trader«. Den Ladeninhaber schien unser Treiben nicht zu stören, solange irgendjemand jede halbe Stunde mit einer neuen Zehner-Packung Disketten an die Kasse rannte und bezahlte. Manchmal glaube ich, dass der Laden zu diesen Zeiten nur durch den Verkauf von Disketten überlebte. Dadurch, dass wir an diesem Ort fast schon so etwas wie gern gesehene Gäste waren, war es für Gregor der beste Platz, um seine neuesten Disketten in Umlauf zu bringen. Mario saß oft an irgendeinem der C64-Computer und tippte unverständliche Zahlen und Befehle ein, um den Kopierschutz der Original-Software zu knacken, die sich die älteren Computerfreaks vom Softwareladen um die Ecke ausgeliehen hatten. Wenn Mario das schaffte, und das tat er in den meisten Fällen, konnte Gregor sein nächstes Paket zusammen mit den vielen anderen neu erworbenen Kopien an irgendwelche Kontakte auf der Welt versenden.

Gregor hatte uns von seinem Kontakt namens »Point-One« aus der DDR erzählt, mit dem er regelmäßig Software tauschte. Wir waren alle überrascht, da keiner von uns daran glauben wollte, dass es in der DDR überhaupt Computer gab. Da eine Postsendung in die DDR sehr teuer und umständlich war, mussten sich die beiden eine andere Möglichkeit einfallen lassen, ihre Software zu tauschen. Gregor befestigte die Pakete mit den Disketten, die ihr Ziel in der DDR haben sollten unter dem Waschbecken der Toilette eines Personenzuges. Als der Zug dann in der DDR hielt, stieg Point-One in den Zug ein und nahm die Lieferung ab. Bei einer Lieferung gingen eines Tages unerwartet sämtliche Disketten verloren. Von Point-One erhielt Gregor einen letzten Brief mit der Warnung, dass die Polizei sich eingeschaltet habe. Gregor sah das ganze locker und behauptete, dass die Polizei der DDR bei einer routinemäßigen Untersuchung die Disketten wohl gefunden haben könnte, aber sicherlich nicht wusste, was sie damit hätte anfangen sollen.
»Wahrscheinlich haben die gedacht, dass das irgendwelches Geheimzeug aus dem Westen ist und zerbrechen sich heute noch darüber den Kopf«, hatte er leichtgläubig gesagt.
Mario war empfindlicher in dieser Beziehung. Er kündigte an, all seine Disketten aus Sicherheitsgründen im Garten zu vergraben. In der Schule sei bereits jemand wegen Schwarzkopien verhaftet worden, argumentierte er. Alle Disketten mitten im Herbst in Plastiktüten verpackt im Garten zu vergraben erschien sogar mir ein wenig überstürzt, zumal es mir nicht in den Kopf wollte, dass sich die Polizei um dreizehn jährige Schwarzkopierer scherte. In der Schule kursierten Gerüchte, dass ein Schüler, der seit einigen Tagen nicht mehr zum Unterricht erschienen war, verhaftet worden sei. Gregor beharrte darauf, dass diese Geschichte von unserem Mathelehrer in Umlauf gebracht wurde, um den Schwarzkopientausch auf dem Schulhof einzudämmen.
Nach einiger Zeit war im wahrsten Sinne des Wortes Gras über die Sache gewachsen. Als wir an einem kalten Wintertag auf die Idee kamen, bei Mario etwas Computer zu spielen, mussten wir vorerst

einige Löcher in Marios Garten graben, weil er vergessen hatte, an welcher Stelle seine Disketten verbuddelt waren.
Der Hinterhof unserer Lagerhalle wurde von Tag zu Tag verlassener. Die Leute mit den Baggern und Müllcontainern trudelten nur noch selten bei uns ein. Der Grund für diese Veränderung klärte sich schnell. Eine Computerfirma namens »Elektro Schütte« hatte die Lagerhalle angemietet und eröffnete dort auch kurzerhand ein Ladenlokal. Unsere Angst, den Platz auf Grund des Pächterwechsels in Zukunft nicht mehr als unseren Treffpunkt nutzen zu können, war jedoch unbegründet. Die neu eingezogene Firma störte sich genauso wenig an uns, wie an den Müllcontainern, die nach zwei Wochen wieder den ganzen Platz besiedelten. Der einzige Unterschied zu vorherigen Zeiten lag darin, dass sich unser Hauptinteresse nun dem Hintereingang des Computerladens verschrieben hatte. Natürlich beeinflusste das unsere Gespräche sehr stark. Immer wenn der letzte Mitarbeiter den Laden verlassen hatte, pressten wir unsere Nasen an die Fensterscheibe des Hintereinganges und träumten davon, die vielen verschiedenen Computersysteme unser Eigen nennen zu können. Die Vorstellung, eines dieser hochmodernen Computersysteme zu besitzen bestimmte unser Denken. Wenn wir jetzt in den Containern stöberten, interessierte sich keiner mehr für den elektronischen Müll, der dort herumlag. Wir fanden plötzlich Gegenstände, mit denen es ein leichtes gewesen wäre in den Laden einzubrechen. In unserer kindischen Naivität planten wir einen imaginären Einbruch, einen Jahrhundertcoup, den die Stadt noch nicht gesehen hatte. Wir verbrachten eine Menge Zeit mit der Realisierung des Planes, wussten aber schon vom ersten Moment an, dass wir diesen niemals in die Tat umsetzen würden. Wir dachten stundenlang darüber nach, wie wir die erbeuteten Geräte nutzen würden. Mario kam sogar auf die Idee, auch gleich die Software aus dem Laden zu klauen, um sie zu cracken und in Umlauf zu bringen.

An einem Donnerstag Abend schlenderte Gregor ziellos durch unser Viertel. Er spazierte auf den Hinterhof der Lagerhalle, um eine Zigarette zu rauchen und blieb gedankenverloren vor dem Fenster, durch das man die vielen Computersysteme betrachten konnte stehen. Er blickte sich kurz um. Der Hinterhof war menschenverlassen, so wie er es eigentlich immer zu dieser Uhrzeit war. Ohne groß darüber nachzudenken, schnappte er sich dann eine der Eisenstangen, die neben dem sonstigen Schrott herumlagen und presste sie in den schmalen Spalt zwischen Tür und Rahmen. Unsere clever konstruierten Einbruchspläne ignorierend, riss er die Metallstange immer wieder vor und zurück, bis die Türe mit lautem Getöse zerbrach. Völlig bedenkenlos betrat er den Laden und schaltete das Licht an. Neugierig erkundschaftete er das Büro, die Werkstatt und den Verkaufsraum. Obwohl um diese Zeit die Hauptstraße recht belebt war, schien es keinen der vorbeilaufenden Passanten zu interessieren, dass ein dreizehnjähriger Junge nach Ladenschluss in einem Computerladen umherspazierte. Nach etwa einer Stunde, hatte Gregor bereits einen herumstehenden Einkaufswagen vom Hinterhof organisiert und packte sorglos Monitore, Computer und Disketten hinein. Nachdem der Einkaufswagen bis über den Rand gefüllt war, rollte er seine Beute mit gelassener Miene und gutem Gewissen über den Hof hinaus auf die Hauptstraße. Niemand beachtete ihn auf seinem kurzen Weg zur Wohnung seiner Mutter, wo er die Sachen beflissen in seinem Zimmer verstaute. So als ob nichts gewesen wäre, begab sich Gregor ein weiteres mal zum Computerladen, um nur kurze Zeit später erneut mit einer Ladung quer über die Einkaufsstraße zu rollen.
Seine Mutter war es gewohnt, dass Gregor ständig irgendwelchen technischen Kram mit nach Hause schleppte. Seine Ausrede, die Geräte von einem Freund zur Reparatur bekommen zu haben, schluckte sie ohne Nachfrage. Es vergingen vier Monate, bis die Polizei an Gregors Türe klopfte. Es wäre erst gar nicht so weit gekommen, hätte Gregor nicht jedem an unserer Schule seine Heldentaten auf die Nase binden müssen.

Als der Geschäftsinhaber seine Computerperipherie, zum Teil auch in viele Einzelteile zerlegt, wiederhatte, setzte er sich mit dem Staatsanwalt und Gregors Mutter in Verbindung. Da Gregor noch nicht strafmündig war, aber alle der Ansicht waren, dass eine Strafe angebracht wäre, einigten sie sich darauf, dass Gregor seine Freizeit hin und wieder zur Aushilfe in der Werkstatt verbringen sollte. Für ihn war das natürlich alles andere als eine Strafe. Wenn Gregor in der Werkstatt saß und Computer auseinander schraubte, hockten wir auf dem Hinterhof und beobachteten ihn durch das Fenster. Herr Schütt, der Geschäftsinhaber, schenkte Gregor nach einiger Zeit einen alten Computer. Soweit ich mich erinnern kann, zerlegte Gregor den Sinclair-Computer bereits am ersten Tag und bekam ihn nie wieder zusammen.
Durch die Boxen höre ich verzerrt meinen Namen. Jemand ruft nach mir. Ich war mir noch gar nicht sicher, ob ich gemeint bin, als mich plötzlich ein Organisator der Party am Arm festhält, und mich mit einem Lächeln auf die Bühne zerrt. Das Publikum johlt. Irgendein Typ nimmt mein überraschtes Gesicht mit einer digitalen Videokamera auf. Das Bild wird gleichzeitig auf eine fünf mal fünf Meter große Leinwand hinter mir projiziert. Verwirrt betrachte ich die versammelte Meute vor mir. Ein Haufen Computerfreaks, einige Journalisten und natürlich auch Softwareunternehmer, die mich erwartungsvoll anstieren.
»He, zeig mal die Tätowierung an deinem linken Arm«, brüllt mir der Moderator der Party ins Ohr.
Ohne Widerworte zupfe ich an meinem T-Shirt und halte das mittlerweile etwas verschwommene Commodore-Logo in die Kamera.
Die Menge tobt.
»Ist das nicht cool?«, richtet sich der Moderator an die Partygäste. »Und wisst ihr was das Beste ist? Der Typ hier behauptet felsenfest nichts mit Computern zu tun zu haben!«, fügt er hinzu.
Ein lautes Lachen geht durch den Raum, und auch mich amüsiert diese Bemerkung. Der Showmaster, wendet sich wieder an mich und legt mir den Arm um die Schultern.

»Was ist?«, sagt er und hält dabei das Mikrophon von uns weg, so dass niemand außer mir diese Frage mitbekommen kann. »Bist du auf deine alten Tage auch noch blind geworden?«
Nicht verstehend und verunsichert schüttele ich den Kopf, als ich es dann endlich bemerke. Meine flache Hand klatscht ganz automatisch gegen meine Stirn. Gregor!

GLOSSAR

Account: hier der Zugriffscode, der mehrere Komponenten beinhaltet, wie zum Beispiel Username und Passwort.

Akustikkoppler: Vorgänger des Modems. Funktioniert auf die gleiche Weise, mit dem Unterschied, dass ein Telefonhörer an das Gerät »gekoppelt« werden muss.

ASCII: Abkürzung für American Standard Code Information Interchange. Gängigster Schriftsatz mit 256 Zeichen, bestehend aus Klein- und Großbuchstaben sowie Steuerzeichen.

ASCII-Artist: Bezeichnung für einen User, der grafische Bilder und Logos in Form von gewöhnlichen Buchstaben zusammenstellt. Diese Bilder sind stilistisch sehr eigen und haben in der Szene oft einen graffiti-artigen Charakter. Texte und Signaturen sowie die gesamte Oberfläche von Systemen und Mailboxen in der Szene tragen oder trugen diese grafischen Verzierungen.

Attachment: Eine Datei, die an eine Email angehängt wird.

Backbone-Server: Ein Computer, der die Zentrale eines Netzwerksystems darstellt. Ein Backbone-Server verbindet mehrere Computer und ist das Rückgrat mehrerer Netzwerksysteme.

BBS: s. Mailbox.

Blue Boxing: Allgemeine Bezeichnung für die illegale Manipulation eines Telefonvermittlungscomputers durch Tonsignale. Nach Entstehung der ersten Blue Box, die ursprünglich nur einen 2600-Hz-Ton erzeugte, hat sich im Laufe der Jahre eine ganze Subkultur von Phreakern (von: Telefon Freak) entwickelt.

Board: s. Mailbox.

Bootblock: Der Block (Sektor) eines Datenträgers beinhaltet die wichtigsten Informationen. Der Bootblock vermittelt dem Computer,

welche Komponenten geladen und gestartet werden sollen. Auch: BootSektor, Master-Boot-Sektor.

Bootblock-Virus: Ein Virus, der sich im Bootblock tarnt. Auch: Boot-Sektor-Virus, Hybridvirus.

Box: Abkürzung für Mailbox.

Braker: hier ein Programm, das die Arbeitsgeschwindigkeit des Computers bremst. Auch: Freezer.

Buster: Person, die für die polizeiliche Überführung einer Person verantwortlich ist oder daran mitgewirkt hat.

Browser: Programm zum Aufrufen von Datenbeständen des World Wide Web. Gängige Browser sind z. B. Microsoft Explorer und Mozilla Firefox. Auch: Internet-Browser, Web-Browser.

Calling Card: viele Telefonanbicter vertreiben sog. Calling Cards, die dem Kunden mit Hilfe einer Nummer ermöglichen, von jedem Ort der Welt aus zu telefonieren. Die Abbrechnung der Rechnung erfolgt über das Konto des Kunden wie bei einer Kreditkarte.

Capture: Ein Mitschnitt (Protokoll) einer Sitzung am Computer, meistens während einer Datenfernübertragung. Um einem Softwarepiraten illegale Aktivität nachzuweisen und eine Hausdurchsuchung zu erwirken, dienen Captures oft als Beweismittel.

Cheese Box: s. Blue Boxing.

Code: Quelltext eines Computerprogramms. Auch: Sourcecode, Source, Quellcode.

Coder: hier Programmierer in der Demoszene. Jemand, der hobbymäßig Spezialeffekte auf dem Computer programmiert, um in Wettkämpfen seine Fähigkeiten und die seiner Demogruppe unter Beweis zu stellen.

CoOp: Abkürzung für Co-Operator. Auch: Co-System-Administrator, Cosysop.

Demoversion: Softwareprogramm, das eingeschränkt nutzbar ist. Erst nach dem Kauf wird der volle Zugriff freigegeben. Auch: Trial-Version, Tryout-Version.

Elite: Bezeichnung für Szenemitglieder, die meist illegal tätig sind und sich zum Kern der Szene zählen. Auch: 1337, Leet.

Exe-Datei, exe: Abkürzung für executeable. Kennzeichnet eine Datei als ausführbares Programm.

FAQ: Abkürzung für Frequently Asked Questions (zu deutsch: häufig gestellte Fragen).

Fünfeinviertel-Zoll- bzw. Dreieinviertel-Zoll-Diskette: Datenträger mir magnetischer Oberfläche. Mit der Entwicklung der 3/4-Zoll Diskette (bis zu 1,44 MB Speicher), wurde die $5\ ^1/_4$ -Zoll-Disketten (320 Kilobyte) bereits Ende der 80er Jahre abgelöst. Während die $3\ ^1/_2$-Zoll Diskette eine stabile Plastikoberfläche besitzt, kann die $5\ ^1/_4$ -Zoll-Diskette leicht gebogen werden.

Hacker: Arbeiter im Weinberg, der den Boden lockert.

Handle: Bezeichnung für ein Pseudonym bzw. einen Usernamen.

Hexadezimaleditor: Ein Editor (vergleichbar mit Notepad), der binäre Daten hexadezimal anzeigt und bearbeiten lässt. Hexadezimalzahlen werden zur einfachen Darstellung von Dualzahlen, also der Prozessorsprache (0 und 1) verwendet. Eine Hexadezimalzahl stellt ein komplettes Byte (achtstellige Dualzahl) dar.

IP-Adresse: Abkürzung für Internet-Protokoll-Adresse. Eindeutige Adresse, die jeden Rechner im Internet identifiziert.

Lamer: 1. Bezeichnung für einen Computerdummy. 2. Abfällige Bezeichnung für ein unbekanntes, ahnungsloses oder schlecht arbeitendes Szenemitglied.

Level-Editor: Als Level bezeichnet man Spielabschnitte in einem Computerspiel (Ebene, Schwierigkeitsgrad). Ein Level-Editor ist ein Programm, das dem Computerspieler erlaubt, diese Levels selbst zu

editieren oder eigene herzustellen. Ein Leckerbissen für Spieler, die z. B. andere Landschaften bauen möchten, als die vom Spiel vorgegebenen Levels durchzuspielen. Auch: Missions-Editor.

Linkvirus: hier ein Virus, der sich an eine bestehende Datei anhängt und somit ihre Struktur verändert. Linkviren gehörten zu der Generation von Viren, die nach dem Ausschalten des Computers existent blieben.

Mailbox: hier ein Informationssystem, das an das Telefonnetz angeschlossen wird und für jeden Anwender, der ein Modem besitzt, zugänglich ist. In den USA und in der Szene hat sich der Begriff BBS (Bulletin Board System) oder Board durchgesetzt.

Mailer: hier Programm zur Verwaltung von Emails, Mitteilungen, News etc. Häufig benutzte Mailer sind z. B. Microsoft Outlook Express. Auch: PIM

Modem: Abkürzung für Modulation/Demodulation. Gerät, das Töne in Daten umwandelt und umgekehrt, um sie durch eine gewöhnliche Telefonleitung senden und empfangen zu können.

Motherboard-Chipsatz: Anordnung der Chips auf der Hauptplatine des Computers.

Operator: s. Systembetreiber

OSI-Schichtenmodell: Festlegung der Funktionsweise der Datenübertragung in einem Netzwerk unterschiedlicher Systeme. Das OSI-Schichtenmodell (Open Systems Interconnection) wurde von der ISO (International Standarization Organisation) entwickelt und ist das Rückgrat-Protokoll des Internets. Auch: OSI-Referenzmodell.

Oszillator: hier Gerät zur Erzeugung von Schwingungen.

Partyline: öffentliche Telefonkonferenz, in der mehrere Leute gleichzeitig miteinander sprechen können.

Phreaker: Verknüpfung der beiden Worte »phone« und »freak«. Ein Hacker, der sich auf die Erforschung bzw. auf das Hacken des Telekommunikationssystems spezialisiert hat.

Port: allgemeine Bezeichnung für Schnitt- und Übergabestellen, sowohl Software als auch Hardware, von Daten und Adressen, in der Eingabe (Input) und Ausgabe (Output) stattfindet.

Provider: hier lnternetanbieter.

Quake: Ein ehemals bekannter Egoshooter (3D-Computersspiel) der Firma id Software. Quake gehörte in seinen Anfängen zu den beliebtesten Egoshootern.

Quellcode: s. Code.

Raytracer: Methode oder Programm, zur Ermittlung der Sichtbarkeit von 3D-Objekten sowie von Lichteffekten- und quellen, Schatten und Reflexen.

Reset: Neustart eines Computers.

Rohling: beschreibbarer Datenträger.

Scener: Bezeichnung für ein Szenemitglied.

Script: hier eine Zusammenstellung von Befehlen an den Computer in einer einzigen Sogenannte War-Scripts in Hackerkreisen geben dem Netzwerk Befehle, andere Systeme zu attackieren/blockieren u. ä.

Server: hier ein Computer in einem Netzwerk, der anderen ihm angeschlossenen Rechnern zuarbeitet (z. B. Internet-Server).

Source/Sourcecode: s. Code.

Stuff: zu deutsch Stoff. Bezeichnung für schwarzkopierte Software. Ursprünglich aus der Drogenszene stammend, wurde der Begriff Ende der 80er Jahre in den Slang der Schwarzkopierer übernommen.

Systembetreiber: hier jemand, der einen Rechner verwaltet, an dem mehrere Benutzer über das Netzwerk zugreifen. Auch: Sysop, Admin, Systemadministrator, Operator, Op.

Sysop: s. Systembetreiber.

Tab Into: Phreakersprache: sich in ein Telefongespräch einklinken.

TCP/IP: Abkürzung für Transmission Control Protocol/Internet Protocol. TCP/IP ist die Basis- und Kommunikationssprache (Protokoll) vernetzter Computer wie zum Beispiel auch des Internets.

Terminal-Programm: Programm, das auf dem lokalen Rechner die Datenfernübertragung abarbeitet und zur Einwahl in Mailboxen oder zum Datenaustausch zweier Computer dient.

Trojanisches Pferd: Softwareprogramm, das sich im System als ein nützliches Programm ausgibt, jedoch ohne Wissen des Users andere Funktionen erfüllt, wie zum Beispiel das Ausspähen von Passwörtern. Auch: Trojaner

Update: Aktualisierung einer Software durch eine neue Version.

Vollversion: s. Demoversion.

Warez: Bezeichnung für Schwarzkopien.

War-Script: s. Script.

THX

Bei der Arbeit an einem Buch wie *Hackertales* stellt man immer wieder fest, dass die Hilfe anderer Personen unerlässlich ist. Ohne die bedingungslose Bereitstellung von wahrheitsgemäßen und vielleicht sogar heiklen Informationen wären wir wahrscheinlich nie ans Ziel gekommen. Wir danken daher ganz besonders John Draper, der uns seine unglaubliche Lebensgeschichte zur Verfügung gestellt hat und uns zu jeder Zeit mit Anregungen behilflich war. Seiner freundlichen Unterstützung ist es zu verdanken, dass wir die Legende von »Cap'n Crunch« in *Hackertales* verewigen konnten.

Auf der Suche nach neuen Geschichten und interessanten Figuren standen uns viele Freunde aus alten Zeiten zur Seite. Wir danken daher Timelord von der Gruppe TRSI, der uns schon bei *Hackerland* unterstützt hat. Von ihm kamen die entscheidenden Anstöße für die Fertigstellung der »Busted«-Geschichte. Dafür, dass wir uns an ihren Personen haben inspirieren dürfen, bedanken wir uns herzlich bei Hans Thomas Teuschow und Christian Kleinhuis.

Für den Einblick in die echten Strukturen eines Vernehmungsgesprächs danken wir Herrn Oberstaatsanwalt Rainer Wolf. Durch seine Hilfe blieb »Das Verhör« wahrheitsgetreu und frei von Klischees.

Durch die Veröffentlichung solcher Geschichten ist es nicht auszuschließen, dass man Dritren in rechtlichem Sinne zu nahe tritt. Daher bedurften Geschichten mit brisanten Inhalten vor der Publikation noch einmal einer ausführlichen Prüfung. Für diese Arbeit, und auch für den sonstigen Beistand in allen rechtlichen Fragen, bedanken wir uns bei der Anwaltsanzlei Dr. Kai-Oliver Knops sowie den Rechtsanwälten Barthelmeß und Görzel in Köln.

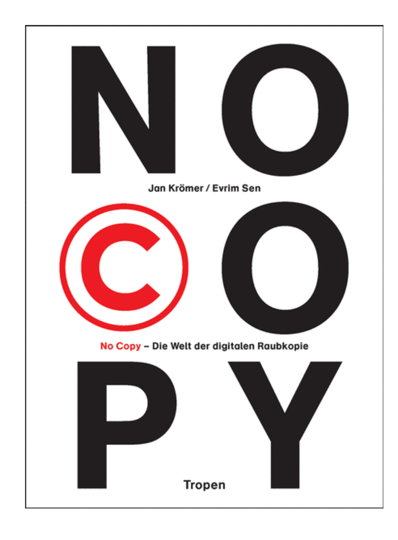
Für die Marketing-Arbeit und die Fertigstellung der zweiten Auflage bedanken wir uns außerdem bei der infospeed GmbH in Köln. Ein ganz herzlicher Dank geht außerdem an den Tropen Verlag, der unsere Arbeit über all die Jahre unterstützt und uns zu weiteren Veröffentlichungen motiviert hat.

Last, but not least möchten wir uns bei all denjenigen bedanken, die hier aus verständlichen Gründen ungenannt bleiben möchten.

Evrim Sen

Denis Moschitto

Raubkopierer sind keine Verbrecher!



»Raubkopierer sind Verbrecher« behauptet die Kinowerbung, aber wer hat nicht schon mal einen Song aus dem Internet heruntergeladen?
Evrim Sen und Jan Krömer erzählen von der Philosophie und Psychologie der Raubkopierer-Szene, von der Technik und der Rechtsprechung.
NO COPY versammelt verblüffende Geschichten und Informationen aus der Welt der digitalen Raubkopie.

Von den Idealen der ersten Hacker bis zum Download als Massenphänomen - Evrim Sen und Jan Krömer decken Hintergründe und Zusammenhänge einer weltumspannenden Szene auf. Was ist überhaupt eine Kopie? Welcher Schaden kann durch Kopieren entstehen? Wer sind die Drahtzieher einer Gemeinschaft, der bis heute weder Industrie noch Strafverfolger Einhalt gebieten konnte? Welche Überzeugungen der Hacker sind derart plausibel, daß selbst Wissenschaftler und Juristen sie mit Eifer vertreten? Und wem gehört eigentlich das Internet und was hat das Pentagon mit alledem zu tun?

NO COPY ist das erste Buch, das sich umfassend mit dem Thema der digitalen Raubkopie in den Bereichen Software, Film und Musik beschäftigt.

Evrim Sen / Jan Krömer
NO COPY - Die Welt der digitalen Raubkopie
Tropen Verlag 2006, 304 Seiten, € 15,80
ISBN 978-3932170829

www.no-copy.org

Pressestimmen zu NO COPY:

Es ist spannend zu lesen, welche Blüten Internet-Piraterie treiben kann - und wie Regierungen mit einer immer schärferen Gesetzgebung hinterher hecheln.
Financial Times

»No Copy« ist eine Intervention zur rechten Zeit.
Jungle World

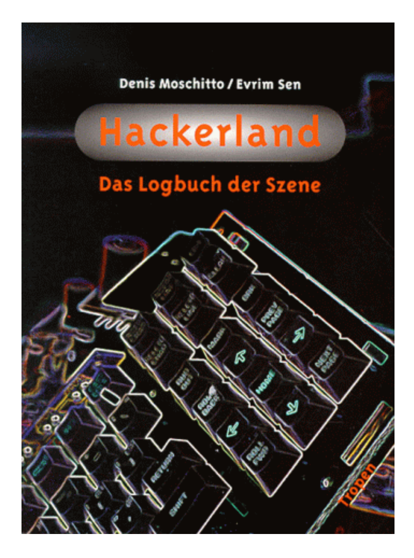
Verblüffend!
TV Movie

Während die Industrie ihre restriktiven Copyright-Gesetze durchsetzen möchte, entsteht eine weltumspannende Subkultur, die mit Leidenschaft Raubkopien verbreitet.
PC Games

Aber wohnt dem Kampf gegen die Armada aus Industriekähnen und flotten Polizeibooten nicht dennoch ein untergründiger Kitzel inne, den alle Kampagnen nur verstärken?
Der Tagesspiegel

Die Geschichte von den Kindertagen des Computers, über die ersten Hacker, bis zu den heutigen Tauschbörsen im Internet.
Stern

Das Logbuch der Szene!



Eine Mischung aus Reportage und Sachbuch macht *Hackerland* zu einer spannenden Lektüre. Die beiden jungen Autoren beschreiben den Grenzbereich zwischen Legalität und kriminellen Handlungen der Hackerszene, in der sie sich selbst seit mehreren Jahren bewegen.
Das Buch setzt gegen immer noch gängige Klischees über Hacker zum ersten Mal den Schwerpunkt auf die Entwicklung der legalen und illegalen Szene. Über die Geschichte der Raubkopierer und des Crackens werden Begriffe und Zusammenhänge erklärt, und in die geheime Welt der Hacker eingeführt.
Der Mythos Hacker wird aufgelöst und ersetzt durch eine Generation von Computerfanatikern, die in Wettkämpfen und auf Partys nur ein Ziel haben: Hauptsache Spaß. Doch werden auch Namen aktiver Personen der illegalen Szene und Verbindungen aufgedeckt, die noch nie an die Öffentlichkeit gelangt sind.

Evrim Sen / Denis Moschitto
Hackerland - das Logbuch der Szene
3. Auflage, Tropen Verlag, 173 Seiten, € 12,80
ISBN 978-3932170294

www.hackerland.de

Pressestimmen zu Hackerland:

»Vieles, was über Hacker berichtet wird, sei Legende oder bewusste Fehlinformation. Das zumindest meinen die Autoren von Hackerland, einem Buch über die Welt der Hacker, das nicht nur Szene-Insider interessieren dürfte.«
Focus

»Nein, man lernt aus diesem Buch nicht das Hacken. Und die Hoffnung, über die heimischen Tasten selbst in die inneren Kreise zu gelangen, verliert sich über der Schilderung von Passwortsperren vollends. Aber *thrilling* liest sich dieses verbotene Spiel, das Zentren kapitalistischer Verwertung angreift und zu dessen Ambitionen es gehört teure Software spätestens am Tag ihrer Markteinführung zu knacken und als Raubkopie weiterzugeben.«
Die Weltwoche

Geschlossene Gesellschaften haben meist etwas dagegen, wenn sie und ihr Tun öffentlich gemacht werden. Eine solche geschlossene Gesellschaft ist die Hackerszene Die beiden Autoren haben es dennoch gewagt: Vor wenigen Tagen ist ihr Buch erschienen, in dem sie die Szene beleuchten. Und das Unerwartete ist geschehen: In ebendieser Szene wurde das »Logbuch« positiv aufgenommen.
Kölner Stadtanzeiger

»Erinnert ihr euch an den Film '23'? Für alle, die sich im Kino mit dem Virus infizieren ließen, ist 'Hackerland' genau die richtige Lektüre.«
x-mag

